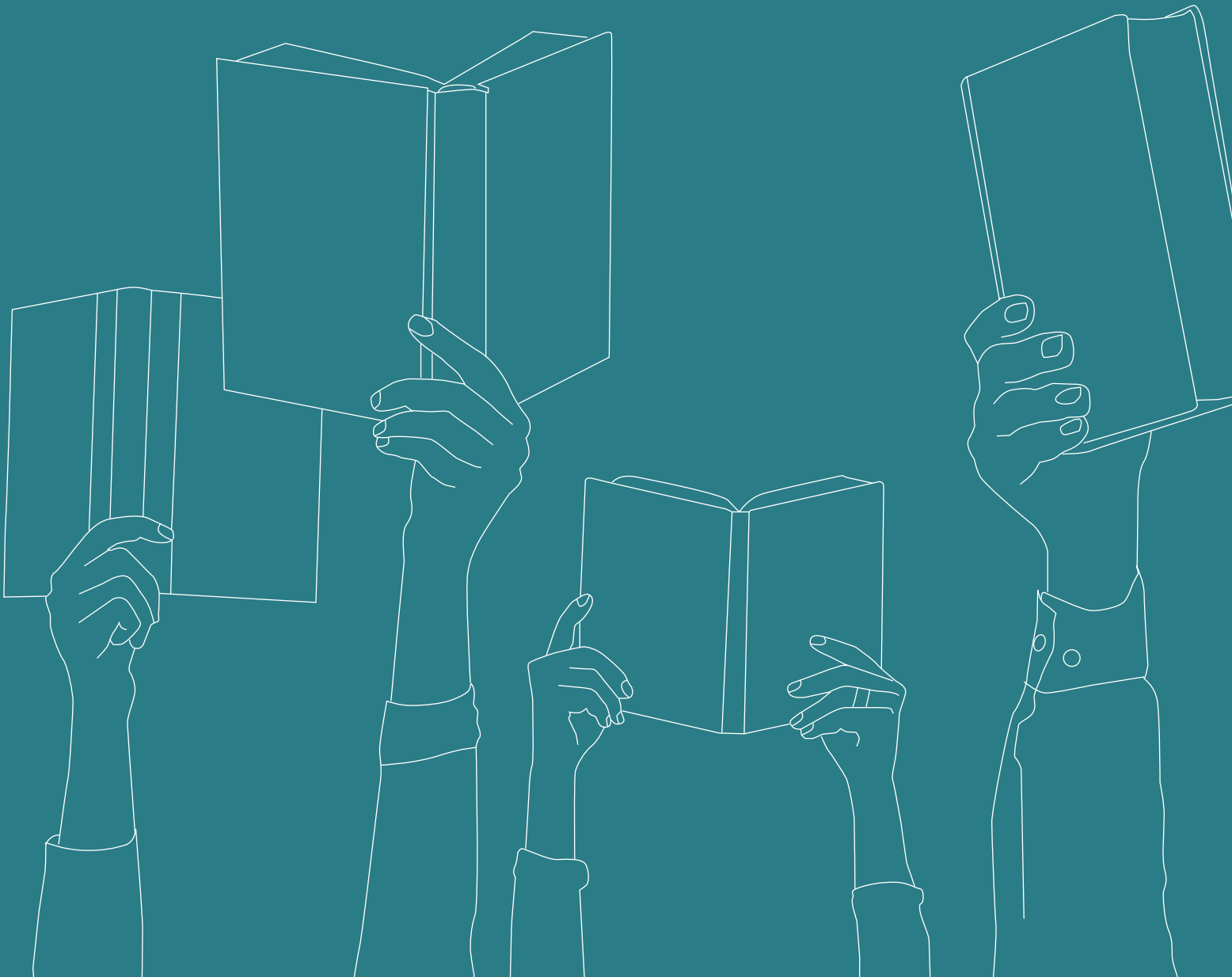


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Bernd Janowski
**Biblischer Schöpfungsglaube
Religionsgeschichte – Theologie – Ethik**
Bernhard Klinger
- 8 Ludger Schwienhorst-Schönberger
**Der eine Gott und die Götter
Religions- und Theologiegeschichte
Israels – ein Durchblick**
Christoph Rösel
- 10 Heinz-Dieter Neef
Das Richterbuch heute lesen
Beate Kowalski
- 12 Stefan Alkier/Thomas Paulsen
**Das Evangelium nach Lukas
und die Taten der Abgesandten**
Sandra Huebenthal
- 14 Ruben Zimmermann
**Parabeln in der Bibel
Die Sinnwelten der Gleichnisse
Jesu entdecken**
Rainer Schwindt
- 16 Willeke Brouwer
**Anthropologie des Alten
Testaments**
Hubertus Holschbach

Kirche

- 19 Katharina Greschat
**Kirchengeschichte I: Von der Alten
Kirche bis zum Hochmittelalter**
Martin Belz
- 20 Henrike Lähnemann /
Eva Schlotheuber
**Unerhörte Frauen
Die Netzwerke der Nonnen im
Mittelalter**
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 22 Laura Swan
**Die Weisheit der Beginen
Geschichte und Spiritualität einer
mittelalterlichen Frauenbewegung**
Gotthard Fuchs

- 24 Tilmann Haberer
**Kirche am Ende
16 Anfänge für das Christsein von
morgen**
Jürgen Boomgaarden
- 26 Stefan Herok
**NervenSegen
Das Trostbüchlein für strapazierte
katholische Seelen**
Claudia Pappert
- 28 Gregor Taxacher
**Die Geschichten der Geretteten
Heilige und Heiliges in der Legenda
aurea**
Thorsten Paprotny
- 30 Andreas Böss-Ostendorf
**Wie Seelsorge wirken kann
Impulse für die Praxis**
Sandra Pantenburg
- 32 Christoph Kreitmeir
**Welche Farbe hat der Tod
Erfahrungen eines Klinikseelsorgers
mit Leben und Sterben**
Karlantonius Vörckel

Kunst / Literatur

- 35 Karl Rahner
**Glaube und Kultur
Zu Literatur, Musik und Kunst**
Clemens Hermann Wagner
- 38 Stanka Hrastelj
**Batseba
Roman**
Rita Müller-Fieberg
- 40 Jannie Regnerus
**Das Lamm
Roman**
Jutta Kähler
- 42 Navid Kermani
**Das Alphabet bis S
Roman**
Susanne Nordhofen

- 44 Andreas Bieringer
**Gottesdienst in der Literatur
Entwurf einer kultursensiblen
Liturgiewissenschaft**
Georg Langenhorst
- 46 Georg Habenicht
**Der Naumburger Bilderstreich
zum Triegel-Cranach-Altar
Ein Kunststück in fünf Aufzügen**
Eckhard Nordhofen
- 48 Jens-Fietje Dwars
**Ateliergespräche
Porträts ostdeutscher
Bildermacher**
Thomas Menges
- 50 Anita und Günter Lichtenstein
Stiftung (Hg.)
**Michael Morgner
Existenzbilder**
Thomas Menges
- 52 Cornelia Steinfeld
Trauer in Formen und Farben
Ansgar Wucherpfennig SJ
- 54 Barbara Klemm
**Frankfurt
Bilder**
Thomas Menges
- 56 Hartmut Rosa
**When Monsters Roar
and Angels sing
Eine kleine Soziologie
des Heavy Metal**
Alexander Schüller

Philosophie / Ethik

- 59 Julian Nida-Rümelin / Klaus Zierer
**Demokratie in die Köpfe
Warum sich unsere Zukunft
in den Schulen entscheidet**
Andreas Püttmann
- 62 Engelbert Recktenwald
Wirklichkeitserschließendes Sollen
Hartmut Sommer

- 64 Claudia Blöser
**Immanuel Kant
Karl Vörckel**
- 66 Luke Russell
**Das Böse
Eine philosophische Spurensuche**
Gustav Schmiz
- 68 Oliver Hallich
**Angemessene Lügen
Ein sozialphilosophischer Essay**
Johannes Drescher
- 70 Christian Krijnen
**Das Absolute
Ein Essay über die Einheit**
Johannes Drescher
- 72 Cynthia Fleury
**Hier liegt Bitterkeit begraben
Über Ressentiments und ihre
Heilung**
Michael Hochschild
- 76 Lorraine Daston
**Regeln
Eine kurze Geschichte**
Michael Hochschild
- 80 Thomas Brose
**Zwischenbilanz
Von Aquin bis Zweifel**
Hartmut Sommer
- 82 Ben Wilson
**Die Weltgeschichte der
Menschheit in den Städten**
Thomas Brose
- 84 Peter Frankopan
**Zwischen Erde und Himmel
Klima – eine Menschheits-
geschichte**
Michaela Bill-Mrziglod
- 86 Daron Acemoglu / Simon Johnson
**Macht und Fortschritt
Unser 1000-jähriges Ringen
um Technologie und Wohlstand**
Georg Horntich

Pädagogik / Religionspädagogik

- 89 Christoph Thoma
**Gott im Schatten der Religions-
pädagogik
Wege und Abwege des polykon-
fessionellen Religionsunterrichts**
Günter Nagel
- 90 Jens Palkowitsch-Kühl
**Digitale Medien im Religions-
und Ethikunterricht
Bedingungsfaktoren für die
Medienintegration an Schulen**
Daniel Lomp
- 92 Esther Göbel / Helmut Jansen
**Die Bibel in Sketchnotes
Die Sonntagsevangelien auf den
Punkt und aufs Papier gebracht**
Karl Vörckel
- 93 Michael Felten
**„Schwierige“ Schüler
Wer sie versteht, kann ihnen
helfen**
Sebastian Lindner
- 95 Christoph Beuers / Jochen Straub
**Die Farben des Glaubens
Die Sakramente**
Regina Weleda
- 96 Martin Schäuble
**Alle Farben Grau
Roman**
Ivonne Schweitzer

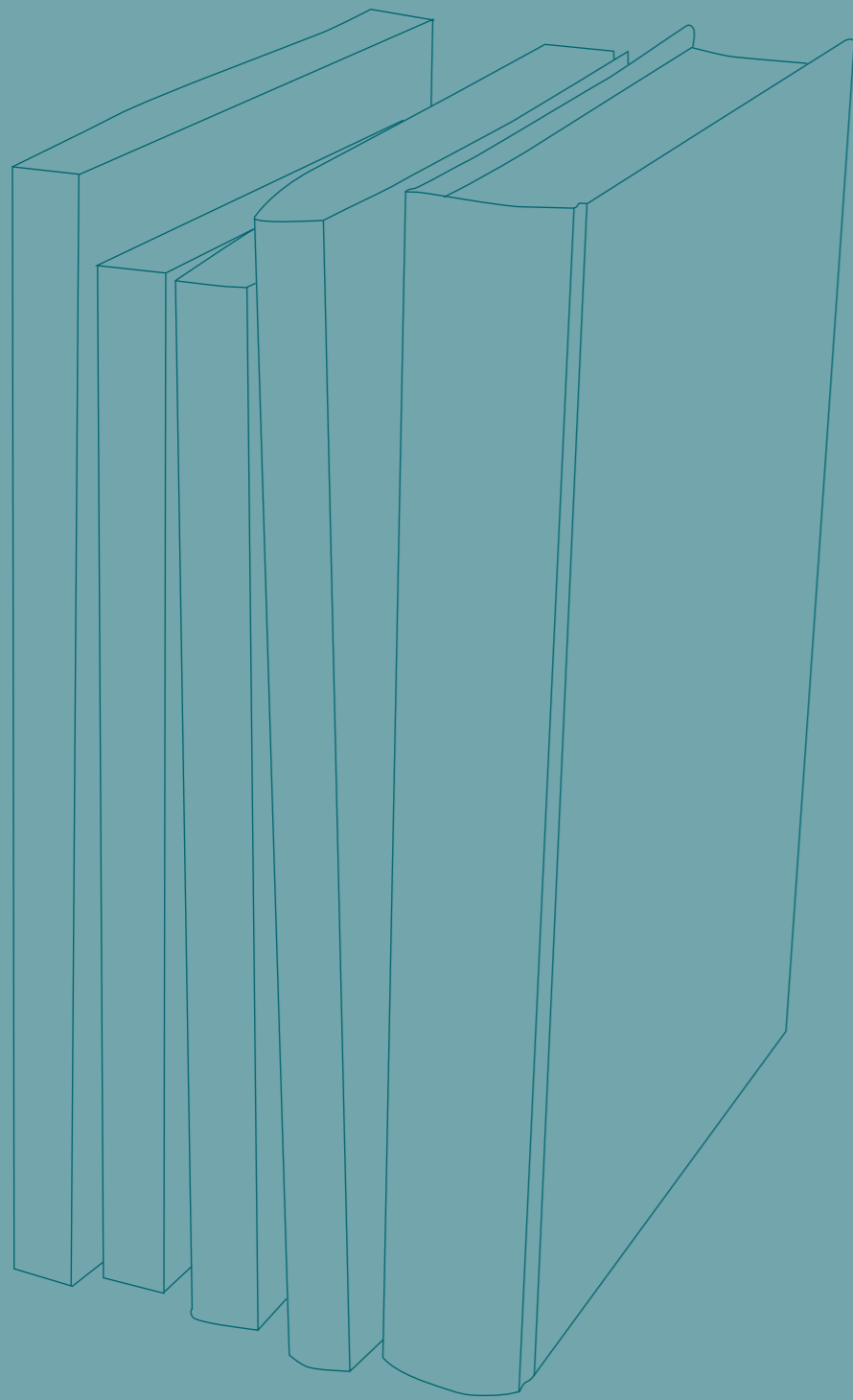
Theologie

- 99 Tomáš Halík
**Der Nachmittag des Christentums
Eine Zeitansage**
Rita Anna Tüpper
- 102 Gianluca De Candia
**Der Sprung in den Glauben
Von der existenziellen Relevanz
des Christentums**
Günter Nagel

- 104 Peter Trummer
**Auferstehung jetzt –
Ostern als Aufstand
Theologische Provokationen**
Heribert Körlings
- 106 Uwe Wolff
**Engel
Mit Illustrationen von Sebastian
Rether**
Christian Heidrich
- 108 Bernhard Grümmel
**Öffentliche Politische Theologie
Ein Plädoyer**
Detlef Schneider-Stengel
- 110 Yvonne Sherwood
**Blasphemie
Geschichte und Gegenwart des
Frevels**
Philipp Hildmann
- 112 Johan Huizinga
Erasmus von Rotterdam
Eric Bolle

Andere Religionen / Weltanschauungen

- 115 Yassir Eric
**Wir müssen reden, bevor es zu
spät ist
Über radikalen Islam, Integration
und unsere Ideale**
Jochen Ring



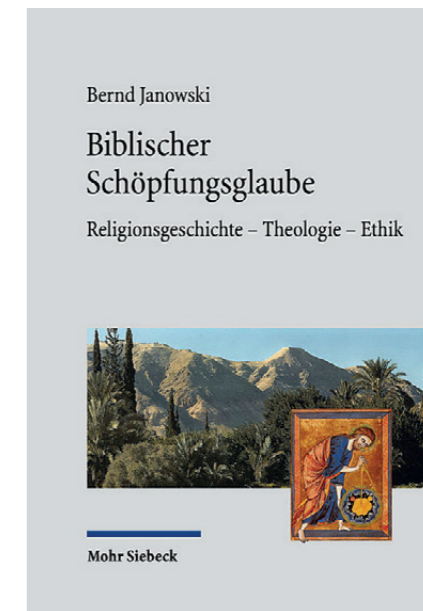
Bernd Janowski
Biblischer Schöpfungsglaube
Religionsgeschichte – Theologie – Ethik
 Mit drei Anhängen und zahlreichen Abbildungen

Tübingen: Mohr Siebeck Verlag, 2023
 775 Seiten m. Abb.
 49,00 €
 ISBN 978-3-16-162319-6

Bernd Janowski legt mit dem voluminösen Band „Biblischer Schöpfungsglaube“ ein Werk vor, das innerhalb der aktuellen exegetischen und bibeltheologischen Literatur beispiellos und herausragend ist. Dem Autor gelingt es, die kulturelle Gründungserzählung [vgl. 7 u.ö.] von Welt und Mensch so darzulegen, dass sein Buch nicht nur für das fachwissenschaftliche Publikum lesenswert ist, sondern auch einer breiten und interessierten Leserschaft rundheraus empfohlen werden kann.

Die große Frage, die sich jedem stellt, der versucht, ein Kompendium des biblischen Schöpfungsglaubens darzulegen, ist diejenige nach der Gliederung und Strukturierung: Soll sie sich an „der kanonischen Abfolge, der theologiegeschichtlichen Entwicklung oder den thematischen Schwerpunkten der Schöpfungstexte [orientieren]?“ (37) Weil es bei der Darlegung biblischen Schöpfungsglaubens kein Patentrezept geben kann bezüglich der Gliederung, darf Janowskis großartige Publikation gewissermaßen mit dem Gang durch eine umfassende Ausstellung verstanden werden, die in mehreren Räumen, konkret: in vier großen Kapiteln bzw. zwölf Paragraphen, den Besucherinnen und Besuchern die schier unerschöpfliche Bandbreite biblischen Schöpfungsglaubens eröffnet.

So durchschreiten die Besucher folgende zentrale Räume bzw. Themenfelder: Grundfragen des biblischen Schöpfungsglaubens, die priesterliche und die nicht-priesterliche Schöpfungserzählung, sodann die jeweiligen Zusammenhänge von Schöpfung mit den Kategorien Lebenswelt, Menschenbild, Tierwelt, Königtum, Geschichte, Tempel, Chaos und Weisheit (vgl. u.a. 38), bevor ein letzter, abschließender Raum den Versuch eines Resümees unternimmt. Der



Autor fokussiert vor allem alttestamentliche Texte zur Schöpfung. Neutestamentliche Schöpfungstexte hingegen werden nur dort, wo es ist notwendig, von ihm entsprechend eingeflochten. Darüber hinaus zieht Janowski immer wieder auch Texte des Alten Orients oder der klassischen Antike zum Vergleich heran.

Der Verfasser gibt sich angesichts des von ihm bearbeiteten Themas sehr bescheiden, wenn er formuliert, dass der Anspruch seines Buches nicht sei, „den biblischen Schöpfungsglauben erschöpfend darzustellen“ (40). Sein Grundansinnen sei es vielmehr, den biblischen Schöpfungsglauben als „ein Grundgeschehen [darzulegen], das Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft der Menschheit und Israel hat“ (6). Dieses Ziel formuliert er insbesondere angesichts eines sich breitmachenden Kreationismus: „Worauf es dagegen ankommt, ist die Aufgabe, aus falschen Alternativen herauszuführen und der Eigenbedeutung des biblischen Schöpfungsglaubens jenseits von Evolutionismus und Kreationismus gerecht zu werden.“ (5)

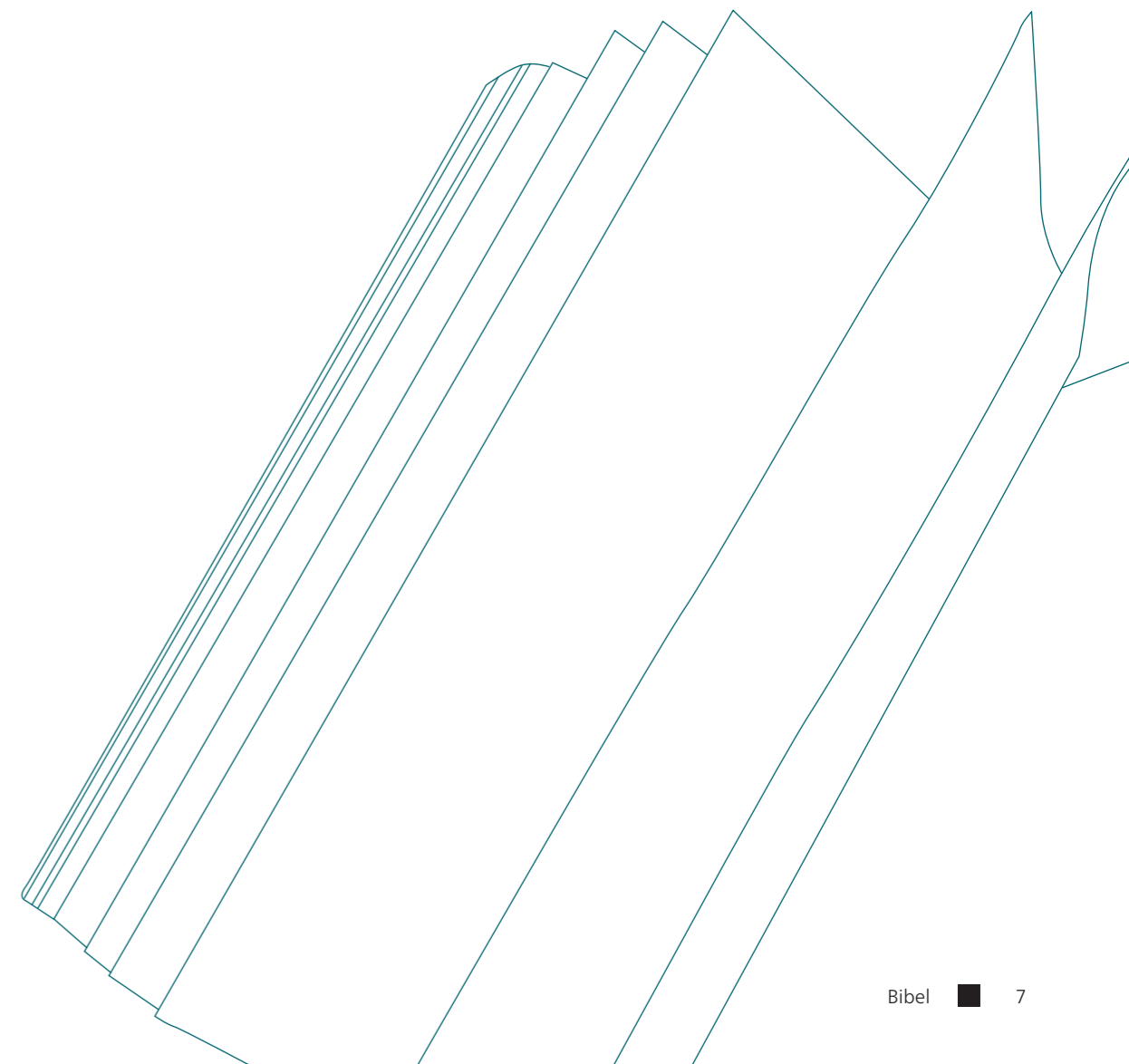
Bei aller inhaltlichen Fülle, die Janowskis detail- und kenntnisreiches Buch bietet, verliert sich der Autor nicht in der Komplexität, sondern es gelingt ihm wieder einmal mehr, äußerst komplexe und vielgestaltige thematische Zusammenhänge so zu präsentieren, dass man als Leserin und Leser sich jederzeit auch nur einem einzelnen der insgesamt zwölf Paragrafen widmen kann, ohne dass die Lektüre der anderen elf unbedingt und zwingend notwendig ist. Was der Rezensent äußerst charmant empfindet, ist die Tatsache, dass Janowski, wenn er mithilfe von Quellentexten (biblischen wie außerbiblischen) argumentiert, diese nicht nur erwähnt, sondern erfreulicherweise sehr häufig unmittelbar zitiert. Das erleichtert es sehr, seinen Gedankengängen zu folgen, weil es keine Notwendigkeit gibt, stets nach den Textbelegen suchen zu müssen. Darüber hinaus unterstützen insgesamt 160 Abbildungen die Anschaulichkeit und Klarheit der Sprache.

Der inhaltlichen Darlegung folgen insgesamt drei große Anhänge (483-669), in denen der Autor zentrale Schöpfungstexte des Alten Testaments sowie Quellen zur Kosmologie und Schöpfungstheologie der Antike präsentiert; mit Texten zur Tier- und Umweltethik unterstreicht er, dass und wie sehr die Auseinandersetzung notwendig ist und der biblische Schöpfungsglaube unsere Jetzt-Zeit prägt. Dabei ist die Auswahl der Texte im dritten Teil des Anhangs einem Gang durch die europäische Geistesgeschichte vergleichbar: Mit Michel de Montaigne, René Descartes, Immanuel Kant, Albert Schweitzer, Martin Heidegger, Nelly Sachs, Jürgen Habermas und Franz von Assisi seien nur einige der Autoren genannt, die Janowski heranzieht. Ein Verzeichnis der Abkürzungen, ein überaus reichhaltiges Literaturverzeichnis (677-751) sowie ein Stellen- und Sachregister erleichtern das Arbeiten mit dieser äußerst wertvollen Publikation.

Mag der Umfang dieses Buches vielleicht zunächst eher abschreckend wirken (etwa zwei Drittel der insgesamt 775 Seiten umfasst der darstellende Teil, das letzte Drittel entfällt auf die Anhänge und Register), so wird, wer auch nur ein einzelnes Kapitel oder einen einzelnen übergeordneten Paragrafen herausgreift, schnell feststellen, dass ein tieferes Eindringen in die von Janowski dargelegte Materie äußerst lohnenswert ist. Denn die profunde Darlegung lädt sehr dazu ein, sich intensiv oder wieder intensiver mit biblischer Schöpfungstheologie zu beschäftigen – und dies eben nicht nur innerhalb der Fachwissenschaft, sondern auch innerhalb von Erwachsenenbildung, Pastoral und Schule. Hierbei erscheint eine Arbeit mit einzelnen Kapiteln dieses Buches in der Ober- bzw. Kollegstufe durchaus vorstellbar.

Bernd Janowskis „Biblischer Schöpfungsglaube“ darf als Beweis dafür erachtet werden, dass derart umfassende Bücher und Darstellungen keineswegs obsolet, sondern angesichts der Komplexität der Lebenswelt und Fülle an Informationen, die tagtäglich auf uns einprasseln, eher wieder notwendig geworden ist.

Bernhard Klinger



Ludger Schwienhorst-Schönberger

Der eine Gott und die Götter

**Religions- und Theologiegeschichte Israels –
Ein Durchblick**

Freiburg: Herder Verlag, 2023

271 Seiten

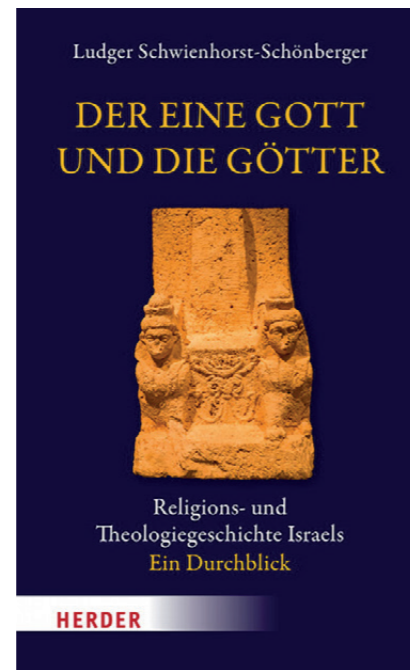
26,00 €

ISBN 978-3-451-39616-8

In 107 kurzen Texten von je 1,5 bis 2,5 Seiten durchschreitet der emeritierte Wiener Alttestamentler Ludger Schwienhorst-Schönberger die Religions- und Theologiegeschichte Israels. Die ersten 15 Texte beschäftigen sich eher grundlegend mit „Religionsgeschichtlichen Vorgaben“ und der „Herkunft JHWHs“. Danach orientieren sich die übergreifenden Abschnitte an den Epochen der Geschichte Israels, von der „Frühstaatlichen Zeit (10. Jh. v. Chr.)“ bis zur Rückkehr aus dem Exil („Heimkehr und Sammlung“, ohne konkrete Zeitangabe). Die Texte wurden ursprünglich für die Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ verfasst und können jeweils für sich gelesen werden. In der Fokussierung auf die jeweilige Fragestellung ist das hilfreich. In der fortlaufenden Lektüre bleiben die Übergänge zwischen den einzelnen Texten dagegen manchmal etwas sperrig. Aber wer sich überhaupt mit einem so anspruchsvollen Thema beschäftigt, wird sich davon die Freude an der Lektüre nicht nehmen lassen.

Neben den großen Themen greift Schwienhorst-Schönberger immer wieder konkrete Bibeltexte auf und zeigt, wie sich die jeweiligen Fragestellungen dort niederschlagen. Für Nicht-Fachleute kann dabei die Dichte der Darstellung sowie die vorausgesetzte Kenntnis biblischer Texte und historischer Zusammenhänge durchaus eine Herausforderung sein. Zugleich bietet das Buch so aber viele Ansatzpunkte zum weiteren Überlegen und Nachdenken.

In den einzelnen Beiträgen greift der Verfasser immer wieder Thesen der atl. Forschung auf, die für theologische Laien zunächst überraschend sein mögen. Ein Beispiel ist die Entstehung Israels „im Land“, anders als in den biblischen Erzählungen, die



von einer „Landnahme“ ausgehen. An anderen Stellen positioniert er sich dagegen implizit eher gegen den breiten Konsens der Forschung. So folgt seine historische Beschreibung der Geschichte Davids doch sehr unmittelbar den Erzählungen der Samuelbücher, obwohl deren historischer Gehalt in großen Teilen der Forschung eher kritisch gesehen wird. Es ist keine Frage, dass für ein solches Buch nicht alle wissenschaftlichen Thesen diskutiert werden können. Aber für Nicht-Fachleute könnte es hilfreich sein, wenn sie leichter erkennen könnten, was (eher) Konsens der Forschung ist und was vor allem der eigenen Einschätzung der Befunde entspricht.

Als Hinführung zu den Beiträgen, die zunächst in „Christ in der Gegenwart“ veröffentlicht wurden, hat Schwienhorst-Schönberger auf ca. 50 Seiten Überlegungen zur Religion in der Moderne und seinem Verständnis von Transzendenzerfahrungen vorausgestellt. Darin setzt er sich auch mit der sogenannten „Säkularisierungsthese“ auseinander, die seiner Ansicht nach inzwischen durch neuere empirische Befunde widerlegt sei. Nun hatte ich, ganz ungeplant, gerade vorher die zweite Auflage der

umfassenden Studie von Detlef Pollack und Gergely Rosta gelesen: „Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich“, Frankfurt 2022. Dort finden sich viele gute Gründe, um in den Einschätzungen zur Säkularisierungsthese zu einem anderen Ergebnis zu kommen. Doch der Lektüre der 107 Beiträge zur Religions- und Theologiegeschichte Israels, die den Hauptteil des Buches ausmachen, nehmen die unterschiedlichen Einschätzungen zu diesen aktuellen religionssoziologischen Fragen nichts von ihrem Wert.

Beim Lesen habe ich mich immer wieder einmal gefragt, wer genau die Zielgruppe für dieses Buch sein könnte. Es sind wohl vor allem sehr interessierte und biblisch-theologisch vorgebildete Menschen. Für sie bietet das Buch einen gut lesbaren Überblick zur Religions- und Theologiegeschichte Israels, mit vielen Anregungen zum Weiterdenken. Ob das „spannend wie ein Krimi“ ist, wie der Werbetext auf der Rückseite verspricht, hängt wohl vor allem davon ab, welche Krimis man liest.

Christoph Rösel

Heinz-Dieter Neef
Das Richterbuch heute lesen
Bibel heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2023
196 Seiten m. farb. Abb.
19,80 €
ISBN 978-3-290-18545-9

„Vor kurzem las ich die Charakterisierung dieses Buches als ‚Abschlachtungsbuch‘.“ Gegen diese Bezeichnung und Bewertung wehrt sich der Autor Heinz-Dieter Neef, gleichwohl er die Gewaltthematik im Richterbuch (und in vielen anderen Texten des AT) nicht verleugnet. Sie lassen fragen, warum Gott nicht eingreift – eine Frage, die auch gegenwärtig angesichts der eskalierenden Kriegsszenarien in der Welt gestellt werden kann. Doch was können heutige Leserinnen und Leser dem Richterbuch abgewinnen?

Die Gewalttexte handeln von Angriffskriegen auf das Volk Israel sowie von innerisraelitischen Auseinandersetzungen in einer äußerst bedrohlichen Epoche, in der das Volk in jeglicher Hinsicht schwach und gespalten war. Das Überleben dieser heftigen Situationen beschreibt der Autor als ein Wunder, das vor allem den Richtern zu verdanken ist. Neben den Gewalttexten ist auch das Fehlen von Emotionen angesichts von Gewalt und das Fehlen moralischer Urteile befremdlich. Auch hier betont Neef, dass das Wertvolle und Besondere des Richterbuchs (Ri) darin besteht, dass es von Menschen erzählt, die angesichts all dieser Katastrophen nicht von ihrem Glauben gelassen haben. Die Richter werden daher mit David und den Propheten im Hebräerbrief in einem Atemzug genannt. Die Funktion der Richter bestand darin, das Volk wieder in die Freiheit zu führen. Die Richtergestalten sind dabei sehr unterschiedliche Figuren, die man sich nicht als Helden vorstellen darf. Der Geist Gottes befähigt sie, dass das Volk am Glauben an den Bund Gottes mit ihm festhält.



Die historische Rekonstruktion des jeweiligen Zeitkontextes der Texte trägt nicht nur zur Einordnung und zum besseren Verständnis der Texte bei, sondern ist notwendige Voraussetzung, um Ri zu verstehen. Und genau das ist das Anliegen des Autors, der sorgfältig Schlüssel zum Verständnis der Texte aufzeigt.

Wie gelingt es Neef, diese aktuelle Botschaft des Richterbuchs aufzuzeigen? Mit seinem gut strukturierten Aufbau führt er seine Leserschaft fundiert und verständlich in diese sperrige Textwelt ein. In einem Einleitungsteil wird sofort deutlich gemacht, dass es um eine Neuentdeckung des biblischen Buches geht. Dazu helfen die Klärung des Buchnamens und die Einordnung desselben in den Kanon des AT. Der literarische und der historische Kontext werden erschlossen (Komposition, Zeit, Entstehung). In einem weiteren Abschnitt geht es um die biblische Grundlegung, wobei Ri 1,1-3,6 gemeint ist. Die Siege und Niederlagen der Stämme Israels,

das Versagen des Volkes, die Josua- und Richterzeit sowie der Rahmen der Richtererzählung stehen hier im Zentrum. Thematisch behandelt Ri die Gefährdungen und Verfehlungen der israelitischen Stämme bei der Sesshaftwerdung und der Volkwerdung. Insbesondere Ri 1 kann als Brückentext zum Josuabuch erkannt werden. Theologisch spannend ist die Beobachtung des Autors, dass der Verfasser des Richterbuchs keinen Widerspruch zwischen dem Mitgehen Gottes und den nichteroberten Gebieten sieht. Zudem wird die Frage nach dem einen Gott gestellt: Das Volk glaubt dem eigenen Rettergott und wendet sich von Fremdgöttern ab. Schuldhaftes Handeln Israels wird zugleich als Ursache für das Böse genannt; damit fällt Ri ein nüchternes, innerweltliches Urteil, das theologisch nicht überhöht wird. Menschen werden in die Verantwortung genommen für ihr Handeln. Der deuteronomistische Hintergrund des Buches wird deutlich herausgearbeitet. Kurz und prägnant werden die wichtigsten Aspekte dieser Kapitel erklärt.

In einem längeren sich anschließendem Kapitel geht es um die eigentlichen Richtererzählungen von Oniel, Ehud, Debora, Gideon, Abimelech, die kleinen Richter, Jiftach und Simson. Sie werden von Neef als Heldensagen/Rettererzählungen klassifiziert. Insbesondere an Gideon wird deutlich, dass er ein demütiger Diener Gottes ist; sein Kampf ist eigentlich ein Kampf Gottes. Die kleinen Richter werden nach einem festen literarischen Schema präsentiert (Nachfolgenotiz – Name – Genealogie – Ort – Richteramt – Tod – Begräbnis). Im Unterschied zu den großen Richtern fehlen ausführliche Erzählungen. Neben den wichtigsten Aspekten des Inhalts und der Strukturierung der Erzählungen steht in diesem Kapitel die jeweilige theologische Dimension im Zentrum.

Ein weiteres Kapitel widmet sich den Anhängen zum Richterbuch (Ri 17,1-21,25). Untypisch für Ri geht es zunächst um den Kult des Micha, v.a. um einen selbstgerechten menschlichen Umgang mit dem Kult. Hinter dieser Erzählung steckt die Kritik am kultischen Pluralismus in der ausgehenden Richterzeit. Zudem geht es um die Untat der Benjaminiten und Israels Kampf mit Benjamin.

Im letzten größeren Teil des Kommentars werden Aspekte der Auslegungsgeschichte des Richterbuchs unter die Lupe genommen. Diese zeigt Neef besonders an den Figuren Ehud, Debora, Gideon, Abimelech, Jiftach, Simson und Benjamin auf. Zentrale Aspekte der Rezeption dieser Figuren werden in literarischen (jüdische und christliche Literatur), künstlerischen Darstellungen und wissenschaftlichen Publikationen präsentiert. Besonders spannend ist der Abschnitt über die Rezeption der einzigen Richterin, Debora. Dabei geht der Autor auch auf sozialgeschichtliche und feministische Ansätze ein.

Vor dem Hintergrund der aktuellen Weltpolitik ist die Lektüre des Richterbuches aufschlussreich. Die Zurückhaltung im theologischen Urteilen und unreflektierte theologische Spannungen können die moderne Leserschaft dazu anregen, die Gegenwart zu deuten. Neef trägt mit seinem Kommentar dazu bei, in diese fremde Textwelt besser einzudringen und das Richterbuch auf seinem historischen und literarischen Hintergrund zu verstehen. Dass dieses biblische Buch insgesamt eher spröde und theologisch zurückhaltend ist, zeigt sich auch in der Kommentierung. Fragen, die sich den modernen Leserinnen und Lesern stellen, werden in Ri nicht reflektiert, so dass viele Fragen offenbleiben. Aber genau darin liegt eine große Chance für die persönliche Auseinandersetzung mit dem biblischen Buch.

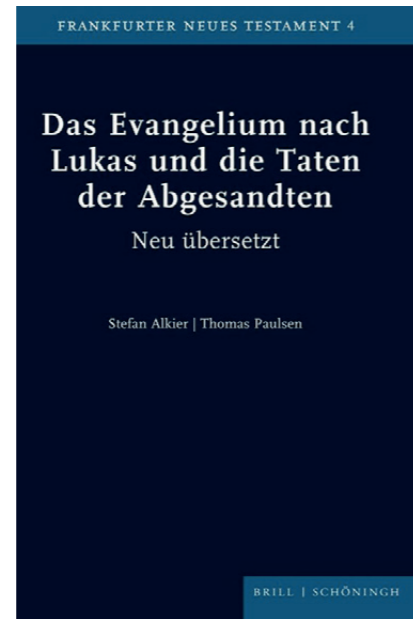
Beate Kowalski

Stefan Alkier/Thomas Paulsen
**Das Evangelium nach Lukas
und die Taten der Abgesandten**
Neu übersetzt
Frankfurter Neues Testament 4

Paderborn: Brill/Schöningh Verlag, 2023
298 Seiten
66,00 €
ISBN 978-3-506-70437-5

Nach den Evangelien nach Markus und Matthäus, dem Evangelium nach Johannes und den johanneischen Briefen sowie der Apokalypse des Johannes legen Stefan Alkier und Thomas Paulsen mit dem Evangelium nach Lukas und den Taten der Abgesandten den vierten Band der Reihe „Frankfurter Neues Testament“ (FNT) vor, die sich um philologisch-kritische Neuüberbesetzungen der fundierenden Texte des Christentums, sprich: der Ur-Kunde des Glaubens, verdient macht. Wie in den Vorgängerbänden wird der biblische Text in einer Lesefassung ohne Kapitel und Versangaben und einer Studienfassung mit diesen Zusätzen geboten und ist von sachdienlichen, philologisch-hermeneutischen Hinweisen, einer Orientierung über den aktuellen Diskurs zur Entstehung der Texte, weiterführenden Überlegungen zu historischem Kontext, Theologie und Rezeption sowie einem Glossar flankiert.

Im Vorwort bekräftigen die Autoren ihren Anspruch, „keine Rücksicht auf kirchliche Traditionen zu nehmen, sondern die im Neuen Testament versammelten Texte als das zu übersetzen, was sie sind: Texte des Koine-Griechisch, die kaum einer religiösen Sondersprache, sondern vor allem dem allgemeinen Sprachgebrauch des Griechischen im 1. und 2. Jahrhundert verpflichtet sind“ (VIII). Dieses Programm wird den Lesern immer wieder ins Bewusstsein gerufen, sodass mitunter der Eindruck entstehen kann, jenseits des FNT gebe es keine Übersetzung des NT, die nicht vor Anachronismen, theologischen Vorentscheidungen und Kirchenjargon mit dem zugehörigen Triumphalismus und Machtanspruch trotzt. Dass gerade beim Lukasevangelium und der Apostelgeschichte die Gefahr besteht, spätere Vorstellungen vom harmonischen



und normativen Beginn in die Texte hineinzulesen, ist unstrittig. Schon der Verfasser der Apg selbst bügelt so manchen Konflikt in der Rückschau glatt, um die gemeinsame Identität der „Schüler und Zeugen Jesu Christi“ (269) zu stärken. Die Beobachtungen im Epilog, wenn Alkier und Paulsen „Terminologien kollektiver Identitätsbildung“ von Lk und Apg analysieren, sind entsprechend besonders instruktiv. Neben der längst überfälligen und von vielen Fachleuten geforderten Verabschiedung der Begriffe „Juden“, „Heiden“ und der Komposita „Judenchristen“ und „Heidenchristen“ ist zu lernen, dass Apg sich die Fremdzuschreibung „Christianer“ (11,26; 28,26) nicht zu eigen macht und Paulus sich entsprechend nirgends mit „Ich bin ein Christianer“ vorstellt.

Die Christen „als eigenständige Gruppe und Größe sieht Apg gerade nicht, sondern führt auf der Linie des LK die ‚Familienzugehörigkeit‘ zum Volk Israel“ (270) weiter. An paulinischen Sprachgebrauch anknüpfend lässt sich mit Alkier/Paulsen festhalten, dass die Ekklesia „als anspruchsvolle Transformation israeltheologischer Erwählungstheologie interpretiert werden“ (269) kann. Damit geht es in den Taten der Abgesandten weniger um eine Trennung der Wege von „Kirche und Synagoge“ als darum, die Botschaft des Evangeliums bei bleibender Verwurzelung im Judentum als Fortführung der Geschichte Israels mit seinem Gott in hellenistisch-römische Kontexte einzubetten.

Vor diesem Hintergrund lesen sich beide Übersetzungen, gerade auch in ihrer sprachlichen Fremdheit und Sperrigkeit (nicht immer sind die Partizipien sofort verständlich und manche Formulierung wirkt irritierend fremd) als hilfreiche Irritation kirchlicher Selbstverständlichkeiten. Wenn von der Lektüre des Lukasevangeliums alleine die Neufassung der Versuchung Jesu durch den „Zerwerfer“ (Lk 4,2) hängen bleibt, ist viel gewonnen. Die philologisch korrekte Übersetzung „Wenn du ein Sohn Gottes bist, dann ...“ (Lk 4,3) hat heilsame christologische Konsequenzen, die aus dem entrückt-erhöhten Gottessohn der ökumenischen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts wieder Jesus von Nazareth machen, der zwar eine besondere Verbindung zu Gott hat, aber als ein Sohn (unter anderen Söhnen und Töchtern) Gottes vor allem Lehrer und Vorbild in Sachen Gottesbeziehung und entsprechender Lebenswandel ist. Insofern ist es treffend, dass Lk und Apg nicht von Christen sprechen, sondern von einer Gruppe, deren Identität darin besteht, Schüler und Zeugen Jesu Christi zu sein.

Die Frage ob Lk und Apg aus einer Feder stammen und daher als „Lukanisches Doppelwerk“ zu verstehen sind, diskutieren die Autoren im Eingangsteil anhand philologischer Beobachtungen und eines sehr ausführlichen Blicks in die (evangelische) Rezeptionsgeschichte. Dabei sind die philologischen Beobachtungen häufig instruktiver als der Blick in die Rezeption; hier liegt die Stärke nicht nur dieses Bandes des FNT, gerade auch weil die philologischen Beobachtungen und Erklärungen deutlich weniger apologetisch eingefärbt sind als die theologischen bzw. rezeptions- und wirkungsgeschichtlichen. Man kann sich gut vorstellen, wie Alkier und Paulsen mit Text und Formulierung, schwierigen grammatikalischen Konstruktionen und (theologisch) aufgeladenem Vokabular gerungen haben. Dieses Ringen hat sich – einmal mehr – gelohnt. Unabhängig davon, ob die Texte aus einer Hand stammen und wann das „Corpus Lucanum“ (32) genau entstanden ist (auch hier wird die Linie aus den Vorgängerbänden weitergeführt und jeglicher Konsens in Sache Datierung infrage gestellt), bieten die Übersetzungen einen frischen Blick auf die beiden neutestamentlichen Bücher und drängen darauf, sich nicht mit theologischen und kirchlichen Selbstverständlichkeiten zufriedenzugeben, sondern neu zu erkunden, was Selbstverständnis und Identität der Schüler und Zeugen Jesu in den ersten christlichen Generationen ausmacht. Davon können aktuelle kirchliche wie theologische Auseinandersetzungen nur profitieren.

Sandra Huebenthal

Ruben Zimmermann
Parabeln in der Bibel
Die Sinnwelten der Gleichnisse Jesu entdecken

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2023

464 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-579-08542-5

An Gleichnisbüchern herrscht kein Mangel. Wie kaum ein anderer Bereich der Jesusüberlieferung ziehen die Gleichnisse Jesu in ihren Bann. Im kulturellen Gedächtnis der Christenheit sind sie tief eingeschrieben und nach wie vor auch lebendig, wie die Erzählung vom „Barmherzigen Samariter“ als Argumentationshilfe in ethischen oder politischen Debatten zeigt. Die Frage, ob der „Barmherzige Samariter“ damit nicht überstrapaziert wird, führt mitten hinein in einen theologisch regen Diskurs.

Der Mainzer Neutestamentler Ruben Zimmermann gehört zu dessen engagiertesten Stimmen, wie schon die Fülle seiner Beiträge zum Thema eindrucksvoll belegt. Mit seinem jüngsten Gleichnisbuch knüpft er daran an, so dass es durchaus als Summe seiner Gleichnisexegese gelten kann. In zwei Teilen I und II behandelt es die „Hermeneutik der Parabelauslegung“ und „die Parabeln Jesu nach Quellenbereichen“. Viele Abschnitte greifen auf bisherige Publikationen zurück, überall ist aber die neueste Forschung eingearbeitet. Dies gilt besonders für den das reiche Material souverän aufbereitenden Forschungsüberblick in Kap. 2. Entgegen der von A. Jülicher begründeten These, dass die Gleichnisse Jesu einfach und verständlich seien, betont Zimmermann in seiner hermeneutischen Hinführung in Kap. 1 die Rätselhaftigkeit, Sinnfülle und Unabgeschlossenheit der Bildrede Jesu. Damit ergibt sich das Paradox, dass die Rätselhaftigkeit Verstehensprozesse auslösen soll, die letztlich zu einer tieferen Sinnbildung führen. Die Multisemantik liegt nicht nur in der internen Bild- und Erzähllogik, sondern auch in der Deutungsaktivität und Kontextualisierung der jeweiligen Leser begründet. Zimmermann verfolgt den Ansatz einer integrativen Parabelhermeneutik, die historische, literarische und Rezeptionsästhetische Zugänge verbindet (Kap. 3-5). Da die Rückfra-



ge nach dem historischen Jesus bleibend aktuell ist und die Parabelrede Jesu Authentizität beansprucht, kann sich die historische Fragestellung auch in der Parabelforschung gut behaupten. Die Intention, zur Parabelrede Jesu selbst zurückkehren zu können, birgt aber die Gefahr, eine Differenz zwischen den kanonischen Erzählungen und dem vermeintlichen Ursprung der Rede und Redesituation Jesu aufzubauen (61f.). Der Verfasser kritisiert insbesondere die kriterienbezogene Prüfung der historischen Authentizität der Parabeln Jesu. Wenn etwa J. P. Meier aufgrund seiner fünf Authentizitätskriterien den größten Teil der Parabelüberlieferung ausscheidet, „zerstört (dies) den Quellenbefund und legt ihn nicht aus“ (61). Die Exegese setzt daher verstärkt auf die literarische Gedächtnisforschung, die nicht den historischen, sondern den erinnerten Jesus („Jesus remembered“) als Referenzgröße der Gleichnisüberlieferung betrachtet (62-82). Den Parabeln Jesu kommt so eine traditions- und sinnstiftende Funktion zu.

In der literaturwissenschaftlichen Annäherung an die Parabeln konzentriert sich Zimmermann auf die formkritische Frage nach der Gattung „Parabel“. Hierbei wendet er sich gegen die weitverbreitete Binnendifferenzierung der Parabeltexte in „Gleichnisse im engeren Sinn“, „Parabel“ und „Beispiel Erzählung“, da diese Untergattungen dem Terminusgebrauch und Gattungsbewusstsein der antiken Quellen widersprechen (101). Literaturgeschichtlich ordnet Zimmermann die ntl. Parabeln dem Horizont hellenistisch-römischer Fabeltradition und Rhetorik sowie dem hebräischen Mashal und den jüdisch-rabbinischen Erzählgattungen zu (119). Seine eigene Parabeldefinition beinhaltet sechs Merkmale, darunter vier Kernkriterien und zwei ergänzende Merkmale. Danach ist eine Parabel notwendig 1) narrativ, 2) fiktional, 3) realistisch, 4) metaphorisch sowie ergänzend 5) appellativ-deutungsaktiv und/oder 6) kontextbezogen. Den systematischen Teil des Buches schließt der Verfasser mit Überlegungen zur Polyvalenz der Deutungen (157-166). Die Interpretationsspielräume, die sich durch einen offenen Wahrheitsbegriff ergeben, können der Gefahr, in eine poststrukturalistische Dekonstruktion abzugleiten, durch zwei Begrenzungen entgehen: zum einen durch eine Kontextualisierung, die eine Auslegung vor wilder Allegorisierung schützt, zum anderen durch die Einbettung einer Einzelinterpretation in eine lesende Gemeinschaft.

Teil II bietet in Kap. 6 eine erste Orientierung in der Vielfalt der Parabeln Jesu und einen integrativen Methodenvorschlag zu den Auslegungswegen der Parabeln (169-196). Entsprechend seiner integrativen Hermeneutik lässt Zimmermann die genaue Zahl der Jesusparabeln offen (171). Auch bei den zahlreichen Systematisierungsvorschlägen, die er auflistet, lässt er offen, welchen er eine Prävalenz zuschreibt. Bei der Einzelanalyse ausgewählter Parabeln aus den Schriftgruppen der Spruchquelle Q, der kanonischen Evangelien und des Thomasevangeliums wählt er ein vierteiliges Auslegungsraster: (1) Text: Sprachlich-narratologische Analyse; (2) Realität: Kulturgeschichtliche Analyse; (3) Tradition: Analyse der Motive, Symbole und Bildfeldtradition und (4) Bedeutung: Entdeckung von Deutungshorizonten und Sinnwelten. Da die Fallbeispiele in das Parabelcorpus der jeweiligen Schriften eingeordnet

werden, gewinnt man einen Einblick in die Funktionen der Parabeln in den verschiedenen Theologien. Dass der Verfasser seinen Durchgang durch die frühchristliche Parabelüberlieferung mit der Parabel im Thomasevangelium von der Frau mit dem Mehlkrug schließt, ist durchaus paradigmatisch für sein Loblied auf die offenen dynamischen Leseprozesse und das enorme Deutungspotential der Parabeln. Der Vergleich des „Königreichs des Vaters“ mit einer Frau, die ihren Krug mit Mehl füllt, ihn am Ende des Weges aber wegen eines Henkelbruchs zu Hause leer findet, ist und bleibt wohl ängstlich.

In der Summe hat Zimmermann ein Kompendium vorgelegt, das die kaum noch überschaubaren Forschungen zu den frühchristlichen Bildreden eindrucksvoll zusammenführt und kritisch reflektiert. Nicht alles dürfte auf ungeteilte Zustimmung stoßen. Vor allem seine dezidierte Ablehnung der gattungsmäßigen Binnendifferenzierung in Gleichnisse, Parabeln und Beispiel Erzählungen gefolgt von einer Beschränkung auf die alleinige Gattung „Parabel“ bleibt fraglich. Die Tatsache, dass kaum ein Bildtext eine eindeutige Zuordnung erlaubt, spricht nicht gegen diese Kategorisierung. Die grundlegende Differenz von erzählenden und episodalen Ereignissen, wie sie dem semantischen Gedächtnis eingeschrieben ist, spricht für die klassische Gattungsunterteilung (vgl. Theissen/Merz, Wer war Jesus? Der erinnerte Jesus in historischer Sicht, Göttingen 2023, 304). Auch die Verbindung von Jesu Parabeln mit den atl.-jüdischen Meshalim überzeugt nicht, da gerade Gleichnisse wie Ri 9,7-15; 2 Sam 1,1-12 und Jes 5,1-7 nicht so genannt werden. Schließlich sei notiert, dass die Bildreden des JohEv sich so deutlich von den Gleichnissen der Synoptiker unterscheiden, dass der Versuch, vom Gegenteil zu überzeugen, nicht aufgeht. Letztlich steht und fällt dieser Versuch mit der Akzeptanz der „Parabel“ als generalem Gattungsbegriff. Des ungeachtet stellt die Einzelexegese von Joh 16,21 einen Gewinn für die Joh-Forschung dar (338-363).

Rainer Schwandt

Willeke Brouwer
Die Bibel
Graphic Novel
Aus dem Niederländischen von Sabine Reinhardus

Freiburg: Herder Verlag, 2023
448 Seiten – durchgehend s-w illustriert
40,00 €
ISBN 978-3-451-71655-3



Haben Sie Erfahrungen mit dem Zusammensuchen von einzelnen kopierbaren Seiten mit verständlicher biblischer Sprache und erklärenden Illustrationen gemacht? Das alles kostet Zeit und Nerven. Schlagen Sie dieses Buch auf und Sie haben, was Sie brauchen.

Die Vorstellungsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen in Bezug auf die biblische Alltagswelt ist recht eingeschränkt, immerhin sind deren kulturelle Zusammenhänge ja mehr als 2000 Jahre alt. An diesem Punkt setzt das vorliegende Buch mit einer neuen Darstellung der kompletten Heiligen Schrift in Text und Bild an – und lässt sich auch ohne pädagogischen Bezug mit Gewinn lesen. Wer die Heilige Schrift noch nicht am Stück gelesen hat, kann dies mit Erkenntnisgewinn nachholen.

Das Hardcover-Buch „Die Bibel. Graphic Novel“ der Autorin und Illustratorin Willeke Browder beeindruckt mit 446 Seiten und vier Zentimetern Dicke und stellt das gesamte Alte und Neue Testament vor. Dabei ist jede Seite mit schwarz-weißen Zeichnungen bebildert. Diese machen den Text leichter verständlich; Schaubilder liefern das notwendige Hintergrundwissen zum Verständnis der biblischen Alltagswelt. Kartenmaterial, z.B. zu den Reisen der Apostel oder den Grenzen des assyrischen Reiches, erleichtert das Hineindenken in eine lange vergangene Zeitepoche. Die grafische Gestaltung der Bauanleitung für die Arche Noah hat der Autorin sichtlich Freude bereitet.

Ein Inhaltsverzeichnis enthält statt der Namen der kanonisierten Bücher beider Testamente die bedeutendsten Akteure und Ereignisse: Dadurch sind diese für Nicht-Theologen leichter auffindbar. Es zeigt sich, dass die Verfasserin viel Zeit und Gedanken darauf verwendet hat, welches Wissen notwendig ist und mit Bildern dargestellt werden kann, um die Inhalte der Heiligen Schrift besser einordnen, verstehen und die Entscheidungen der Personen sowie Gottes nachvollziehen zu können. Das Buch Rut (171-176) mit der Geschichte von Boas ist ein gutes Beispiel dafür. Die Geschichte schließt mit Davids Stammbaum ab. Dann wird von Rut selbst zusammengefasst, dass Gott ihre traurige Geschichte als Flüchtling zum Guten gewendet hat und aus ihr einer der wichtigsten Könige des Alten Testaments, König David, hervorging. Durch diese Darstellung wird der rote Faden, der sich durch die Heilige Schrift zieht, gut verdeutlicht und ein erleichtertes Verständnis der Zusammenhänge ermöglicht.

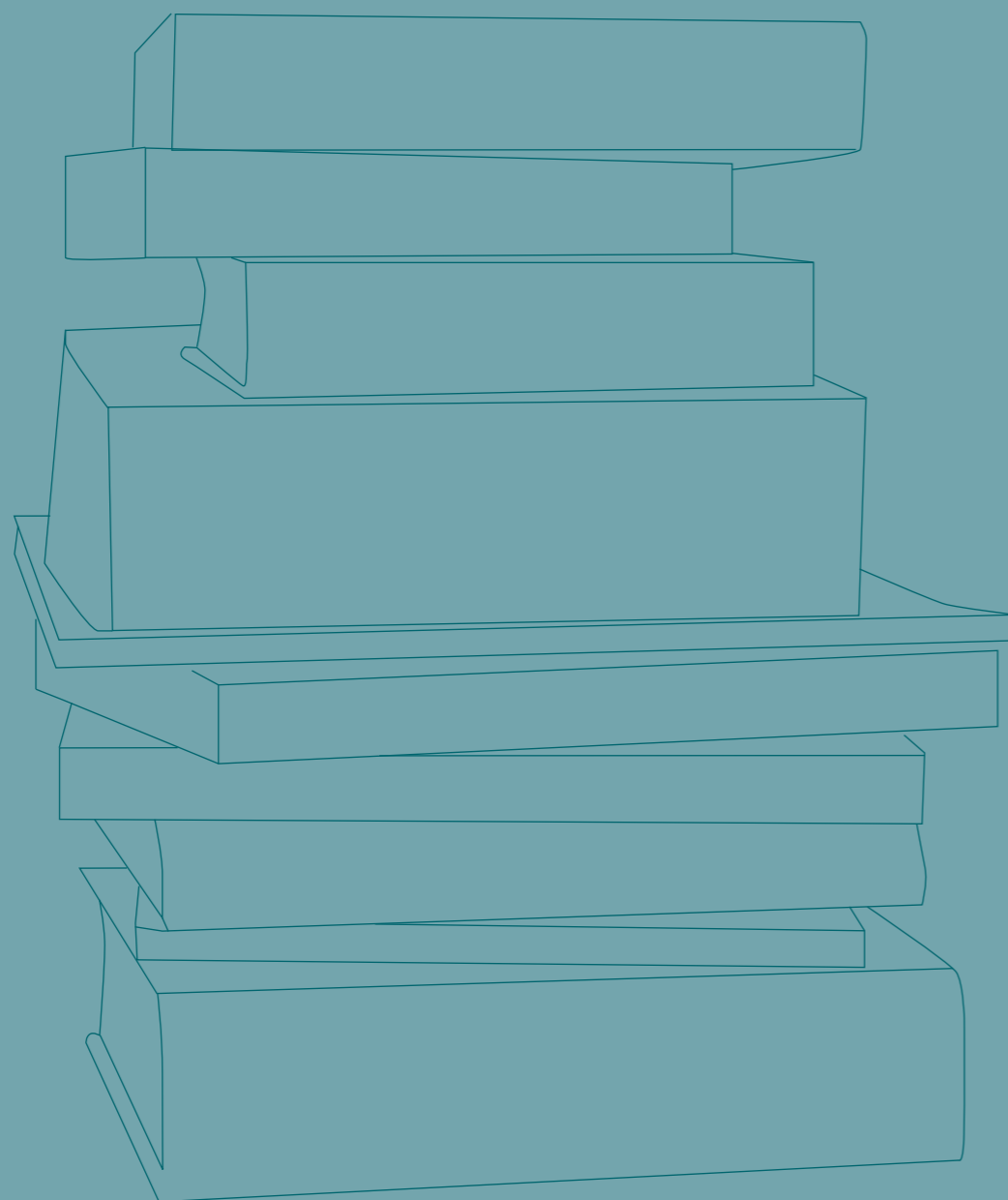
Die Texte der Bibel wurden für diese Graphic Novel in gelungener Weise in moderne Sprache übertragen. Dabei wurden einige Bücher stark gekürzt. Dies macht in Anbetracht der Zielgruppe, z.B. für das Buch Numeri, durchaus Sinn. Die Illustrationen ermöglichen das Zusammenfassen von Textteilen über eine Grafik. Dabei hat die Autorin bewusst Akzente gesetzt, die aus Sicht eines Religionspädagogen Sinn machen. Die ausgewogene Darstellung von männlichen und weiblichen Figuren bei der Bildwahl fällt ebenfalls positiv auf. Der Verzicht auf Farbe erleichtert nicht nur das Kopieren für den Unterricht, sondern umgeht auch ein Problem von Graphic Novels aus dem US-amerikanischen Bereich: Sowohl das Alte als auch das Neue Testament enthalten nun einmal Textpassagen mit Gewalt, zu deren Darstellung die Farbe Rot zu umfangreich genutzt wird. Auch Akt-Szenen wie in der Genesis werden durch das Schwarz-Weiß-Format vereinfacht, ohne das Quellenmaterial einzuschränken.

Dabei geht das Buch sehr wohl auf die gewalttätigen Anteile der biblischen Schriften ein: „König Nebukadnezar macht keine halben Sachen. Sein Lieblingsspruch: Haut sie in Stücke.“ Sogar die Kinderopfer der Kanaaniter an Moloch werden erwähnt und mit einer Illustration des Stieraltars abgebildet. Die für Illustratoren herausfordernden Kreuzigungsszenen werden mit Geschick dargestellt. Die Darstellung schwieriger Inhalte ohne gewaltverherrlichende heroische Bilder ist ein großer Vorteil – gerade bei einer Verwendung im Unterricht. Denn wenn Jesus wie Superman durch die Tische der Geldwechsler pflügt und Schläge in alle Richtungen austeilt, kann dies kaum als gelungene Illustration gewertet werden. Theologisch wird Jesus klar als

Jude profiliert und in Grafiken werden jüdische Feste wie Chanukka (364) und Sukkot (416) erläutert. Somit ist diese Graphic Novel mit seinen auslegenden und erklärenden Elementen auch aus theologischer Sicht gelungen.

Sie bietet exzellente Kopiervorlage zu allen Unterrichts- und Katechesestunden für Kinder und Jugendliche. Die Textgestaltung als auch die Illustrationen fördern das Verständnis der biblischen Überlieferung, des christlichen Menschenbildes und der zentralen theologischen Konzepte des Christentums. Auf der Frankfurter Buchmesse habe ich eine große Vielfalt von Graphic Novels zu biblischen Themen in den Händen gehalten, diese hat mir aus den genannten Gründen bisher am besten gefallen.

Hubertus Holschbach



Katharina Greschat
**Kirchengeschichte I: Von der Alten Kirche bis zum
 Hochmittelalter**
 Lehrwerk Evangelische Theologie 3

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2023
 393 Seiten m. s-w Abb.
 48,00 €
 ISBN 978-3-374-05482-4

Mit dem hier zu besprechenden Werk legt Katharina Greschat den zweiten Band zur Kirchengeschichte in der Reihe „Lehrwerk Evangelische Theologie“ vor, der chronologisch demjenigen von Wolf-Friedrich Schäufele aus dem Jahr 2021 (vgl. EF 1/2023, 18f.) vorausgeht. Während Schäufele die Epochen vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart behandelt, widmet Greschat sich der Zeit vom Beginn des Christentums in der Antike bis zum Hochmittelalter.

Bei dem Vorhaben, etwa 1300 Jahre auf knapp 400 Seiten darzustellen, sind notwendigerweise Schwerpunkte zu setzen und eine Auswahl aus der Fülle der möglichen Themen, Akteure und Fragestellungen zu treffen. Diese Aufgabe gelingt Greschat in den elf chronologisch angelegten Kapiteln des Buches überzeugend. Für die Frühphase des Christentums konstatiert die Autorin eine Vielfalt christlich-religiöser Vorstellungen (1-32), merkt aber zugleich an, dass parallel auch Tendenzen zur Vereinheitlichung bestanden (33). Gerade die ersten Kapitel (1-67) sind zum Teil vielleicht etwas dicht und voraussetzungsreich in dem Sinn geschrieben, dass mehrfach auf Inhalte, die erst später im Text ausführlich dargestellt werden, verwiesen wird oder diese von nicht fachlich versierten Lesenden nachgeschlagen werden müssen – angesichts zahlreicher sich überlagernder Themenstränge in der frühen Entwicklung des Christentums lässt sich dies aber vermutlich kaum vollständig vermeiden.

Breiten Raum nehmen in der Darstellung der Antike die Christenverfolgungen vor Konstantin und die nachkonstantinische Zeit ein. Insbesondere die Ausführungen zu den trinitarischen und christologischen Streitfragen im 4. und 5. Jahrhundert sind äußerst lesenswert und auch für Studienanfänger und nicht-



fachkundige Leserinnen und Leser sehr verständlich geschrieben (88-98, 159-169), was ebenso für die später folgenden Darstellungen weiterer theologischer Konflikte im 6. Jahrhundert gilt (186-192).

Dem Kirchenlehrer Augustinus ist ein eigenes längeres Kapitel gewidmet (113-157), wodurch an seinem Beispiel eine große Zahl theologischer Themen und Streitfragen, etwa zur Gnadenlehre und zum christlichen Geschichtsverständnis, nachgezeichnet werden kann. Dabei rückt die Autorin auch die bis in die Neuzeit reichende Wirkungsgeschichte dieses zentralen antiken Theologen ins Blickfeld.

Einen weiteren Schwerpunkt bilden die Bemühungen um Einheit und die Tendenzen zur Regionalisierung des Christentums vom 5. bis zum 7. Jahrhundert. Hierbei arbeitet Greschat die sogenannten regionalen Mikrochristentümer, etwa bei den Iroschotten und Angelsachsen sowie bei den Franken, heraus und stellt das langsame Auseinanderdriften von Religion und Politik zwischen Ost und West dar, welches nicht zuletzt auf unterschiedliche theologische Vorstellungen – Stichwort: Interpretation des Konzils von Chalcedon 451 n. Chr. – zurückzuführen ist.

Henrike Lähnemann / Eva Schlotheuber
Unerhörte Frauen
Die Netzwerke der Nonnen im Mittelalter

Berlin: Propyläen Verlag, 2023
222 Seiten m. s-w u. farb. Abb.
26,00 €
ISBN 978-3-549-10037-0

Positiv zu werten ist Greschats Ansatz, die Darstellung der mittelalterlichen Geschichte nicht nur auf den Westen zu fokussieren, sondern auch die Entwicklungen in Konstantinopel bzw. in Ostrom sowie in den seit dem 7. Jahrhundert islamischen Gebieten miteinzubeziehen. Ausführlich widmet sie gleichwohl ein langes Kapitel der Zeit der Karolinger, die nicht nur unter (kirchen-)politischen, sondern auch unter theologischen und bildungsgeschichtlichen Aspekten betrachtet wird (223-258), sowie der Genese der mittelalterlichen Kirche im Westen im 10. und 11. Jahrhundert (259-320). Dabei werden u. a. die monastischen Reformbewegungen von Cluny und Cîteaux sowie die Entwicklungen in der Theologie (u. a. Anselm von Canterbury, Abaelard) in den jeweiligen historischen Kontext eingeordnet. Die großen Themen des Hochmittelalters, etwa die Klerusreform, der Investiturstreit und die Kreuzzüge, sind ebenso Teil der Darstellung.

Hervorzuheben ist insbesondere, dass die Autorin in allen Kapiteln kürzere und längere Quellenzitate in den Text integriert, so dass die Leserinnen und Leser mit den Originaltexten der jeweiligen Epoche in Berührung kommen. Durch die Kontextualisierung und ausführliche Quellenkritik der Autorin werden die Lesenden zudem in die Methoden der Analyse und Interpretation eingeführt. Auf aktuelle Forschungsfragen oder sich verändernde Lehrmeinungen (so z. B. zur sogenannten Völkerwanderung, 170-174) macht Greschat an passenden Stellen aufmerksam. Ein Namens-, Orts- und Sachregister runden das flüssig geschriebene und gut lesbare Werk ab, das sich als Einführung in die Kirchen- und Christentumsgeschichte bis um das Jahr 1300 hervorragend eignet.

Martin Belz

Die beiden Mittelalterforscherinnen Henrike Lähnemann (Lehrstuhlinhaberin an der Faculty of Medieval and Modern Languages der University of Oxford) und Eva Schlotheuber (Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf) geben mit vorliegender Publikation einen spannenden Einblick in das Alltagsleben norddeutscher Frauenklöster (Braunschweig, Lüneburg, Celle) im Spätmittelalter. Die beiden Autorinnen greifen auf Informationen und einmalige Quellen zurück, die bislang unbekannt und in diesem Sinne „unerhört, ungehört“ waren: eine Briefsammlung der Benediktinerinnen aus dem Kloster Lüne, Andachtsbücher, Weltkarten, Wandteppiche sowie die Tagebuchaufzeichnungen einer anonymen Zisterzienserin aus dem Heilig-Kreuz-Kloster bei Braunschweig, datiert auf die Zeit von 1484 bis 1507. Diese vergessenen Stimmen und Zeugnisse „gelehrter, streitbarer, gläubiger und geschäftstüchtiger Nonnen“ wollen die Autorinnen wieder hörbar machen, denn „ihre Gemeinschaften waren oftmals mächtige Institutionen“ (7).

Das Buch gliedert sich in sechs größere Themenkomplexe, in denen die Spiritualität und das Alltagsleben der Frauenkonvente stimmig vorgestellt werden: Leben in einem klausurierten Kloster (Kapitel 1), Bildung und Ausbildung (Kapitel 2), Beziehungen zu Familie und Gesellschaft (Kapitel 3), Musik und Reform (Kapitel 4), Reformation (Kapitel 5), Sterben und Tod im Kloster (Kapitel 6). Ein Glossar sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließen den Band, der zudem etliche Anschauungsbeispiele bietet.



Wie der Untertitel verspricht, zeigen die Autorinnen, dass die Nonnenklöster im 15. Jahrhundert weitläufig vernetzt waren – untereinander, aber auch hinein in die Herkunftsfamilien und die Gesellschaft. Zwar hatte der Probst als ranghöchster Geistlicher im Kloster neben der Äbtissin das wichtigste Amt inne, doch als die Äbtissin Elisabeth Pawel des Heilig-Kreuz-Klosters 1488 erkennen musste, dass Probst Heinrich Karstens Güter des Klosters für eigene Zwecke veruntreute, griff sie zu einem raffinierten Mittel, das viel über die Kommunikationswege zwischen Welt und Kloster verrät: Sie gab dem gesamten Konvent die Erlaubnis, sich bei Verwandten und Freunden über den Probst zu beschweren. Die Wirkung war gewaltig, aber auch für das Heilig-Kreuz-Kloster nicht folgenlos: „[D]er abgesetzte Probst rächte sich auf seine Weise und nahm [...] mit, was er nur konnte“ (84).

Herzstück der Ausführungen sind die kurzweiligen Tagebuchaufzeichnungen der anonymen Zisterzienserin, die über mehr als zwei Jahrzehnte aus der Innenperspektive des Konventes berichtet – ungefiltert, kritisch und durchaus selbstbewusst. „Das habe ich geschrieben, damit Spätere nicht jedes Wort glauben, das sie hören“, notiert sie, als Probst und Konvent auf Trickbetrüger hereingefallen waren (11). Die unbefangene Stimme der Tagebuchschreiberin, die für ihre Notizen kurzerhand den Text eines alten Gebetbuchs vom Pergament abschabte, macht das Buch äußerst interessant und lesenswert. Es ist flüssig geschrieben und zeigt auf, dass die Nonnen auch „unerhört widerspenstig“ werden konnten, wenn sie die eigene Sache und das Leben in der Nachfolge Jesu verteidigen mussten. Denn davon waren diese „Bräute Christi“ fest überzeugt: Von ihm wurden sie bevorzugt „erhört und erhöht“ (195).

Jedem, dem Klosteralltag und Klosterleben von Frauen in Geschichte und Gegenwart eher fremd und unbekannt ist, sei das anschauliche Buch zur Lektüre empfohlen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Laura Swan

Die Weisheit der Beginen

Geschichte und Spiritualität einer mittelalterlichen Frauenbewegung

Aus dem Englischen übersetzt von Begine Katelene Mauritz, Begine Sr. Birta Lieb und Begine Cornelia Perthes

Freiburg: Herder Verlag, 2023

222 Seiten

26,00 €

ISBN 978-3-451-39641-0

Das gängige Schlagwort vom patriarchalischen Christentum verdeckt völlig, welche emanzipatorische Initiativen und Impulse darin bisher schon am Werk waren – angefangen mit der Übernahme des israelitischen Bekenntnisses zur Gottebenbildlichkeit jedes Menschen und deren christologischer Vertiefung. Dass deshalb Frauen und Männer in Christus gleichwürdig sind, ist eine höchst bedeutsame, ja revolutionäre Perspektive, die sich in der bisherigen Geschichte des Christentums vielfältig konkretisiert hat – in der Würdigung der Witwen z.B. in der alten Kirche, in der Geschichte der Orden, in der kirchenrechtlichen Durchsetzung der Ehe als Vertrag unter Gleichberechtigten und nicht zuletzt in Gestalt jener großen Frauenbewegung, die mit der Lebensform der Beginen verbunden ist. Was da Anfang des 13. Jahrhunderts im heutigen Belgien und Niederlanden begann, schwoll zu einer vielfarbigen und inspirierenden Reformbewegung in Europa an: das Gemeinschaftsleben von Frauen, die keine feierlichen Gelübde wie in den üblichen Orden ablegten, kirchenrechtlich also Laien blieben und doch ausdrücklich nach den evangelischen Räten lebten, selbstbestimmt und in Gemeinschaft. Dass der hierfür gebräuchliche lateinische Fachbegriff „semireligiös“ (keine „richtigen“ Ordensleute, sprich Religiösen) hier unübersetzt beibehalten wird, ist mindestens miss-, wenn nicht unverständlich. Es geht ja gerade nicht um Halb(hertz)igkeiten oder Defizienzen, vielmehr um eine höchst kreative und profilierte Lebensform und -bewegung des Christlichen.



Die US-amerikanische Benediktinerin erzählt davon historisch kenntnisreich und lebendig, weitestgehend an der englischsprachigen Sekundärliteratur orientiert. Mit der gregorianischen Befreiung der Kirche aus der kaiserlichen Bevormundung entstand ja in paradoxer Gegenabhängigkeit jene „kaiserliche“, feudale und hierarchistische Kirchengestalt, die bis zum letzten Konzil bestimmend blieb und deren imperiales Symbol die päpstliche Kaiserkrone (Tiara) war (erst Paul VI. setzte sie ab und verkaufte sie an die Armen; erst Papst Franziskus verzichtete ausdrücklich auf den Titel „Stellvertreter Christi“, den sich die Päpste just damals zulegten). In solchen Zeiten institutioneller Konsolidierung und auch Verfestigung der Kirchengestalt (4. Laterankonzil) wird wie immer der reformerische Rückruf an die biblischen Ursprünge laut: damals mit der heftigen Sehnsucht nach der Vita apostolica und in Gestalt neuer geistlicher Bewegungen und radikal einfacher Ordensgemeinschaften, zumal in den aufblühenden Städten (man denke nur an Franziskus und Klara). Die Beginen-

Bewegung gehört in diese Aufbruchs- und Reformdynamik der entstehenden Großkirche und erreicht ihre produktivste Zeit zwischen 1270-1350 mit gewaltigem Reform- und Reformationspotential. Nicht zufällig gibt es derzeit wieder engagierte Frauen, die an diese großen Traditionen anknüpfen und sie als Beginen kreativ übersetzen.

Laura Swan erzählt das anschaulich, mit einer (oft nur aufzählenden) Fülle von Namen und Biografien, mit originellen Beispielen und Zitaten. Nicht nur für den diakonisch-sozialen Bereich sind die selbstbewussten Frauen in ihren Beginen-Höfen bedeutsam, sie können durchaus als geschäftstüchtige Unternehmerinnen gelten; des Öfteren sind sie literarisch und homiletisch höchst produktiv. Am bekanntesten hierzulande dürften Mechthild von Magdeburg und dann Katharina von Siena sein, auch Margarete Porete gewinnt zu Recht wieder mehr Aufmerksamkeit als Glaubenslehrerin, nahezu unbekannt hierzulande ist leider immer noch die große Hadewijch, aus deren Texten Swan ebenfalls ausführlich zitiert. Geschickt werden so an einzelnen Pionierinnen Grundzüge der Bewegung deutlich und die ansonsten bisweilen pauschale Kontextualisierung in soziale und politische Konstellationen gewinnt Konkretion.

Kurzum, eine inspirierende und sehr gut lesbare Darstellung. Dank dieser gelungenen Luftaufnahme mit einigen Fein- und Nah-Einstellungen wächst umso mehr der Wunsch, diese Beginen-Spiritualität mehr ins ausdrücklich theologische Gespräch zu ziehen und z.B. mit Geschichte und Gegenwart christlicher Mystik en détail zu verbinden. Ebenso wäre der historisch-sozialgeschichtliche Kontext damals noch stärker zu profilieren. Jedenfalls ist das Erbe dieser mutigen und selbstbewussten Frauen neu zu entdecken – in durchaus emanzipatorischer und reformatorischer Absicht.

Gotthard Fuchs

Tilmann Haberer
Kirche am Ende
16 Anfänge für das Christsein von morgen

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2023
288 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-579-07196-1

Das Buch reiht sich in eine Fülle von Büchern ein, die sich mit dem Niedergang und möglichen Neuaufbruch der Kirche beschäftigen. „Kirche ohne Mitte“, „Die Kirche ist tot – es lebe die Kirche“, „Die Kirche brennt“, „Reboot – Jetzt mehr Kirche wagen“ etc. und jetzt noch „Kirche am Ende“.

Die Stärke des Buches liegt darin, dass der evangelische Autor viele interessante christliche Projekte jüngerer Zeit vorstellt, die beeindrucken und inspirieren: zum Beispiel das Projekt „Polylux – Mach was Schönes“, bei dem Christen in eine etwas heruntergekommene Plattenbausiedlung gezogen sind, um dort mit Gebet, Gespräch und Sozialarbeit Christsein zu leben, oder die Bauwagenprojekte, bei denen ein Bauwagen als mobile Kirche für Gespräche und Begegnung dient. Die Initiatoren von „Munich Church Refresh“ sind mit zwei Lastenfahrrädern unterwegs, versorgen Passanten in der Münchner Innenstadt mit frischem Kaffee und beginnen Gespräche über den Glauben. Inzwischen haben sich auch etliche christliche Podcasts etabliert, die viele Menschen in ihrem Alltag begleiten. Der Autor hebt solche Projekte zu Recht als Zeichen eines sich wandelnden Christentums hervor. Sie lassen vielleicht etwas davon erahnen, wie Christsein morgen gelebt werden wird. Der Autor ist überzeugt, dass das Christentum von morgen keine klaren institutionellen Formen besitzen und durch das ständige Ausprobieren von neuen Formaten gekennzeichnet sein wird.



Diese Vision wird umso strahlender, wenn ihr vom Autor als Kontrastfolie die alte Steuer- und Beamtenkirche, die Volkskirche mit ihrer Versorgungsmentalität, die immobile Kirche mit ihrem Besitz und ihrer dogmatisch verkrusteten Hauptamtlichen-Theologie gegenübergestellt wird. Das Christsein von morgen hingegen wird mit den Armen der Gesellschaft leben, es wird bunt und glaubwürdig sein, Buße tun, beten und das Gerechte tun. Konfessionsgrenzen spielen keine Rolle mehr.

Das alles hat den Anschein, als wolle der Autor die schöne neue Welt der Start-up-Unternehmen ins Christliche übersetzen. In solchen Unternehmen verfolgen engagierte junge Menschen ihre persönliche Vision. Sie kennen keine Hierarchien, sind unglaublich tolerant, sie mögen sich, sprühen vor Kreativität, sind nebenher noch sozial tätig und meistens erfolgreich. Ja, das mag es geben – aber da ist auch die Schattenseite solcher wunderbaren Start-ups: Selbstaussbeutung, geringer Lohn, keine soziale Absicherung, ständiger Druck und dauernde Sichtbarkeit, keine wohltuende Distanz zu den Anderen usw. Da ist es nicht schlecht, wenn es noch veraltete Institutionen wie Gewerkschaften gibt ...

So kann ich dem Autor in seiner Vision eines Christseins von morgen nicht folgen, auch wenn der Aufbruchsgeist beeindruckend ist, den er mit seinen Beispielen und Charakterisierungen zukünftigen Christseins verströmt. Zum Schluss kommen ihm allerdings selbst Zweifel, ob denn die Christen auch die Zeit, Kraft und Bereitschaft zum Engagement aufbringen werden. Hier wäre vielleicht eine Theologie gefragt, die nicht die Sühnevorstellung als mittelalterliches Relikt abtut und nicht das Handeln den Worten vorordnet, wie dem Autor vorschwebt.

Das Christsein von morgen wird sicher ein anderes sein, aber ob es ein besseres sein wird, daran habe ich meine Zweifel. Es könnte auch sein – um einen angesichts der etablierten Kirchenkritik unserer Tage beinahe ketzerischen Gedanken zu äußern –, dass die in jeder Hinsicht überalterte Kirche sich angesichts eines säkularisierten Umfeldes im Großen und Ganzen gar nicht so schlecht schlägt. Die heutige Gesellschaft hat schon länger keine religiösen Bedürfnisse mehr und soziale Notlagen können anderweitig gelöst werden. Alle schreien nach Engagement, Selbstverantwortung und Leistung – und daneben steht eine Kirche mit Menschen, die auch keine Zeit haben und unter Druck stehen. Diese Menschen werden getragen von bloßen geistlichen Worten, von einem schwankenden Glauben und geben hier und da etwas von ihrer christlichen Überzeugung weiter. Sie freuen sich an verbliebenen institutionellen Kirchenresten, die etwas Halt in einer auf Dynamik getrimmten Welt geben. Diese Christenmenschen setzen nicht auf die besondere Aktion und sind nicht ständig im Aufbruch. Sie stellen einen etwas belächelten Kontrast zum Ideal ihrer Zeit dar. Aber sie könnten darin einen längeren Atem als unsere neue Projektwelt haben. Sie glauben schließlich noch, dass die Kirche nicht am Ende ist, sondern am Ende die Kirche steht.

Jürgen Boomgaarden

Stefan Herok
NervenSegen
Das Trostbüchlein für strapazierte katholische Seelen

Ostfildern: Patmos Verlag, 2023

176 Seiten

19,00 €

ISBN 978-3-8436-1479-5

Die Nerven liegen blank. Zumindest bei vielen Katholikinnen und Katholiken, die der Kirche (noch) nicht den Rücken zugewandt haben. Für viele von ihnen ist Kirche, ist Gemeinde ein fester Bestandteil des Lebens (gewesen) und sie haben viel Zeit, Herzblut und Energie in ihr ehrenamtliches oder berufliches Engagement fließen lassen. Umso mehr schmerzen manche Entwicklungen und Sichtweisen der Institution Kirche und ihrer Vertreter, die tiefe Wunden hinterlassen. Eine Spontanheilung wird es nicht geben, aber es gibt ein Buch, das doch zumindest Trost verschaffen kann: Stefan Heroks „NervenSegen. Das Trostbüchlein für strapazierte katholische Seelen“.

In seinem Werk gewährt der Autor sehr persönliche Einblicke in seine Gedanken und bietet einen Tiefgang, der wohltut. Von Anfang an ist klar, dass Stefan Heroks Medium die Sprache ist: Interessante Textkreationen in Form von Liedern und Gedichten sowie die Freude an der Sprache werden im ganzen Buch deutlich – seine Ausführungen sind pointiert und keinesfalls nur Worthülsen! Als Theologe, Pastoralreferent und Kabarettist liefert er klare Standpunkte mit theologischer Einordnung. Seine eigenen Erfahrungen, die besonders geprägt sind durch vierzig Jahre pastorale Hauptberuflichkeit, fließen ebenso ein wie die frohen und prägenden Erinnerungen aus der Jugend. Dabei liefert der Verfasser sehr persönliche Einblicke in sein Denken und Handeln. Er bietet einen Resonanzboden für diejenigen, die sich in Kirche engagieren und die diese über Jahre und Jahrzehnte mitgeprägt und gestaltet haben. Er schreibt eindringlich und persönlich von seinen Sorgen und Enttäuschungen und legt den Finger in die Wunde bei den drängenden Fragen der Kirche in der Gegenwart. Die zugespitzten Formulierungen, die Sprachspiele laden ein zum Schmunzeln, auch



zum Lachen – auch wenn einem dieses manchmal fast im Halse stecken bleiben könnte. Manche Passagen schmerzen, denn seine sehr unverblünte und treffsicher formulierte Sicht der Dinge macht sehr deutlich, wie schwerwiegend einige Themen und wie ungenügend die Auseinandersetzung der Amtskirche damit sind, zum Beispiel den verschiedenen Formen des Missbrauchs. Dabei wird es auch sehr persönlich, wenn Stefan Herok beschreibt, wie weh es ihm tut zu sehen, wie unzureichend Kirche als Institution damit umgeht. Dabei ist seine Kritik niemals Phrase, sondern für ihn stehen die Menschen, allen voran die Engagierten in der Kirche, im Vordergrund. Immer wieder liest man Sätze, die an das eigene Denken und Fühlen anknüpfen. Er verbleibt aber nicht beim Negativen, sondern legt anhand eigener Überzeugungen dar, warum er der Institution Kirche nicht den Rücken kehrt und welche Perspektive des Bleibens er sieht.

Stefan Herok hat ein Buch geschrieben, das sicherlich eine große Zahl an Engagierten in der katholischen Kirche abholt. Gleichzeitig stellt sich die Frage, wie lange es noch Menschen geben wird, die diesen Zuspruch und Trost benötigen – und wann mancher Geduldsfaden endgültig gerissen sein wird. Man ahnt, dass die Zielgruppe des Buches kleiner wird, die Mitgliederzahlen der großen Kirchen sprechen hier für sich. Auch ist das Buch keines, das man „wegliest“ wie einen Roman. Um den Inhalten und deren Form gerecht zu werden, braucht es Pausen, in denen man das Gelesene sacken lässt und es mit den eigenen Gedanken abgleicht.

Das „Trostbüchlein“ hält, was es verspricht: Mit einer guten Mischung aus Theologie, Humor, persönlichen Eindrücken und Gedanken lädt es ein zum Nach- und Weiterdenken und macht Mut dabeizubleiben, weiter zu hoffen, das Schubladendenken über Bord zu werfen und diejenigen in den Blick zu nehmen, die Kirche so lebendig und liebenswert machen: die Menschen.

Claudia Pappert

Gregor Taxacher
Die Geschichten der Geretteten
Heilige und Heiliges in der Legenda aurea

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2023

182 Seiten m. s-w Abb.

24,95 €

ISBN 978-3-7917-3398-2

Jenseits einer klischeebehafteten, biedereren Frömmerei öffnet der Dortmunder Theologe Gregor Taxacher Denkwege zu einer unkonventionellen Reise durch die farbenprächtige Welt der „Legenda aurea“ und lädt zu spirituellen Begegnungen besonderer Art ein.

Hinter dem golden schimmernden Glanz der Legenden des christlichen Martyriums werden bemerkenswerte Persönlichkeiten und auch Vorbilder der Heilsgeschichte sichtbar, darunter etwa „starke Frauen“ – unter der „Oberfläche des klerikal und patriarchal geprägten Textes“ der „Legenda aurea“. Zu Glaubenszeuginnen, die „wundersam schmerzfrei“ leiden, gehört etwa die heilige Lucia, die die folternden Männer körperlich nicht manipulieren können. Taxacher bezeichnet die „Wundersymbolik“ als eindeutiges „Sich-Entziehen des weiblichen Körpers vom männlichen Zugriff“. Tausend Männer können Lucia, an den Händen und Füßen gebunden, nicht im Geringsten bewegen. Dekonstruiert würde so die vorherrschende „frauenfeindlichen Konstruktion des weiblichen Geschlechts“, damals gewiss, auch heute noch? Taxacher sieht Analysen der Gender-Philosophin Judith Butler bestätigt. Die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit werde aufgehoben und die „Theologie weiblicher Identität“ desavouiert. Geschlechtsspezifische Klischees würden entlarvt, Geschlechterrollen parodiert. Die „wortgewandte Eugenia“ gehöre etwa zu den „Travestie-Heiligen“, die zwischen Geschlechtsidentitäten wechsele und auch in bestimmten Situationen als „Frau den guten Mönchen und Vorgesetzten verkörpern“ könne.



Der Verfasser positioniert sich gegen eine simplifizierende konservative Sicht der „Legenda aurea“. Das Bild eines stilisierten Mittelalters christlicher Harmonie bestimmt er als Ausdruck „romantischer Sehnsüchte“. Die „Heiligengeschichten“ böten „Modelle des gelungen, religiös: des erlösten Lebens“: „Erlösung ist von der biblischen Sprache her ein Freiheitsbegriff: Er bedeutet Lösung, Befreiung, Rettung aus Zwängen.“ Deutlich wird, dass „anstößige Vorbilder“ auftreten – es gibt sie mit Maria Magdalena schon im Neuen Testament, die der Autor pointiert, aber letztlich etwas zu plakativ zur „passenden Patronin“ der reformorientierten katholischen Frauenbewegung „Maria 2.0“ erheben möchte. Nachdrücklich und durchgängig wird betont, dass Erlösung in einem umfassenden Sinn die „Befreiung der Ohnmächtigen“ bedeute. Das äußert sich auch darin, dass zwar beständig von Martyrium und Verfolgung die Rede sei. Gewalt werde zwar „literarisch geradezu zelebriert“, um den „christlichen Heldenmut“ zu fördern, doch zugleich stellt Taxacher fest: „Häufig erscheint das Leiden nicht wirklich als körperliche Qual, weil auf wunderbare Weise die Folter unwirksam bleibt, weil die Heiligen nichts spüren und fröhlich weiter predigen können.“

Die „narrative Theologie“ der „Legenda aurea“ inkludiere „Gestalten vom äußersten Rand, die denkbar Fremdesten“ ins Evangelium, so etwa Christophorus, der einfach „ohne Murren einen Job“ übernehme, zum Christusträger werde und als „kraftstrotzender, argloser Simpel“, als „Ein-Mann-Fähre“ das „unerklärlich schwere Kind durch die Fluten trägt.“ „In dieser Geschichte steckt tatsächlich das Evangelium für die religiös Unmusikalischen – hier aber weniger für die Intellektuellen, sondern gerade für die Arbeiter unter ihnen. Jeder kann Christus dienen und ihn so finden, wenn er seine eigene Stärke in den Dienst der anderen stellt.“

Gregor Taxacher ermutigt und ermuntert zu einer Lektüre der „Legenda aurea“ und zeigt mit seinem erfrischenden, geist- und humorvollen Buch farbige Gestalten, echte Heilige, deren Geschichten für ein glaubwürdiges, fröhliches Christ-Sein in der Welt von heute bemerkenswerte, wundersame und wunderbare Impulse schenken.

Thorsten Paprotny

Andreas Böss-Ostendorf
Wie Seelsorge wirken kann
Impulse für die Praxis

Opladen / Berlin / Toronto: Verlag Barbara Budrich. 2023

164 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-8474-2723-0

Begriffe wie „Wirkung“ und „Wirksamkeit“ gewinnen, gerade im kirchlichen Umfeld, immer mehr an Bedeutung. Während die Erfolge anderer Sparten, etwa der Finanz- und Wirtschaftsbranche, aufgrund von Produktions- und Absatzzahlen oder Bilanzkennziffern eindeutig vergleich- und messbar sind, ist dies in Pastoral und Seelsorge nach wie vor ein Thema, dem mit Unsicherheit und daraus folgender geringer Beachtung begegnet wird. Mit abnehmenden personellen sowie finanziellen Ressourcen stellt sich jedoch die Frage, in welche Felder Investitionen fließen sollen, so dass das Thema der Wirkung zunehmend Aufmerksamkeit gewinnt. Die Spannung, dass Seelsorge gerade ergebnisoffen, ohne vorgegebenes Ziel (was nicht ziellos heißt) und möglichst in einer Dimension des Umsonst verlaufen sollte, kann dabei nicht aufgelöst werden. In genau dieses Spannungsfeld steigt der Autor und Krankenhausseelsorger Andreas Böss-Ostendorf ein.

Mit seinem Buch „Wie Seelsorge wirken kann. Impulse für die Praxis“ greift er das Thema der Wirksamkeit auf. Er stellt nicht die Frage nach dem Nutzen oder die Frage ob, sondern wie Seelsorge wirken kann. Sein Ansatz ist kein wirtschaftlich monetärer, wie etwa die Frage, mit welchem Personalschlüssel die Seelsorge in Krankenhäusern ausgestattet sein soll, sondern im Vordergrund steht eine Reflexion seiner Arbeit unter der leitenden Grundfrage: „Was machst Du als Seelsorger?“ Für den Autor sind sowohl die Sprachfähigkeit gegenüber der Außenwelt als auch ein Innehalten und die Vergewisserung seines Tuns maßgeblich, um daraus wiederum zu lernen: „Dieses Buch ist wirksam, wenn es Sie motiviert, in Ihren seelsorglichen Gesprächen nach Wirkungen zu suchen. [...] Sind die Wirkweisen bekannt, können sie wertvolle Impulse für die Praxis sein.“ (10f.)



Ausgangspunkt für die Leserin sind bereits etablierte Ergebnisse der Psychotherapieforschung. Böss-Ostendorf führt diese in einer sehr ansprechenden und lebendigen Art ein, bevor er die Sammlung von zehn Wirkweisen aus seiner persönlichen Praxis eröffnet. Exemplarisch seien drei Wirkweisen genannt:

Seelsorge wirkt ohne Ziele und Erwartungen: Anhand seiner Erfahrungen aus der Praxis macht Böss-Ostendorf das Spannungsfeld auf, dass Seelsorge gerade nicht einfach „ordnend“ eingreift und für die Patientin alles wieder passend macht, sondern sich durch Ziel- und Zwecklosigkeit einer Unverfügbarkeit aussetzt und die Begebenheiten vielmehr mit einer „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“ begleitet.

Seelsorge wirkt mit Respekt: Dieses Kapitel hat eine etymologische Herleitung. Ausgehend von dem Begriff Perspektive sowie der Darstellung unterschiedlicher Erzählperspektiven zeigt der Autor die Nähe zum Terminus Respekt auf. „Seelsorge ist eine Situation, in der sich Menschen wertvoll fühlen, weil durch die Rückschau der Respekt vor dem Leben wächst.“ (114)

Seelsorge wirkt durch Symbole und Rituale: Dieses recht kurze Kapitel reflektiert den Einsatz von Ritualen und deren Beitrag zu Transformation und Perspektivwechsel.

Man hat den Eindruck, Andreas Böss-Ostendorf in seinem Alltag als Seelsorger ein Stück begleiten zu können, ihm zu lauschen und in einen reflektierenden Prozess hineingenommen zu sein. Der durchgehende Fließtext, sparsame Fußnoten sowie die Vermeidung von Fachbegriffen zeigen, dass er kein umfassend wissenschaftliches Werk beabsichtigt. Wichtige Schlagworte der Seelsorge klingen an und werden gut verständlich in gebotener Kürze am Ende eines jeden Kapitels erläutert. Der Autor schafft eine solide thematische Basis. Die Problematisierung oder das Aufzeigen von begrifflichen Ambiguitäten sind nicht Gegenstand der Reflexion, was gerade im Hinblick auf das zunehmende Bewusstsein von Missbrauch geistlicher Macht wünschenswert wäre.

Der Autor möchte keine Vorgaben machen, sondern in erster Linie dazu motivieren, auf die Suche zu gehen, wie die Wirksamkeit des eigenen pastoralen Handelns beschrieben werden kann, und diese bewusst zu entdecken. Dazu schlägt er zehn Wirkweisen der Seelsorge aus dem reichen Erfahrungsschatz seiner langjährigen Arbeit vor und reflektiert dabei sein bisheriges seelsorgliches Handeln. Die Fähigkeit, komplexe und existentielle Themen unkompliziert darzustellen, verbunden mit einer wohlthuenden Leichtigkeit der Erzählung, zeugen von authentischer Praxiserfahrung. Nahezu alle Themen werden durch Beispiele verdeutlicht, die weder theoretisch noch banal sind, sondern der gelebten Praxis entstammen.

Das Buch zeigt einen Autor, dem es in erster Linie darauf ankommt, mit den Lesenden in Dialog zu treten, sie zu motivieren und in der Wahrnehmung dessen, was ihnen im Tun entgegenkommt, zu sensibilisieren. All jene, die auf eine eindeutige Klärung des Begriffs „Wirkung“ hoffen, werden auf die Vielfalt der Wirkweisen und deren individuelles Erspüren verwiesen.

Die Lektüre der 164 Seiten ist für alle Interessierten geeignet. Dabei muss man nicht zwingend Erfahrung im seelsorglich-pastoralen Dienst haben. Das Buch endet unvermittelt nach Darstellung der zehnten Wirkweise. Ein Fazit oder ein abschließendes Aufgreifen der Ausgangsfrage bleiben aus. Aber vielleicht ist es gerade die offene Einladung, das Buch mit der persönlichen Frage: „Und DU, was machst Du als Seelsorgerin?“ fortzuführen.

Sandra Pantenburg

Christoph Kreitmeir
Welche Farbe hat der Tod
Erfahrungen eines Klinikseelsorgers mit Leben und Sterben

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2023
254 Seiten – m. farb. Abb.
22,00 €
ISBN 973-3-579-06231-0

Das Buch steht in Spannung zwischen zwei Inspirationsquellen: Der Rezeption theoretischer Impulse aus der medizinischen und psychologischen Sterbeforschung und aus verschiedenen religiösen Traditionen einerseits – und der Verarbeitung persönlicher Begegnungen mit Sterbenden, ihren Angehörigen und mit Dienstleistern rund um das Sterben.

Welche Farbe hat der Tod? – Der Maler Alfred Opiolka gibt die klare Antwort: Der Tod ist grün. Deshalb grundiert er die Schreine, die er für die Aufnahme toter Körper bemalt, in Grüntönen; Vögel, pflanzliche Motive und Schmetterlinge transportieren die tröstliche Botschaft, dass der Tod kein Ende, sondern das Überschreiten der Grenze zu einem anderen Leben ist. Das ist zugleich der Grundtenor des vorgelegten Buches, um den sich blütenförmig die Reflexionen Christoph Kreitmeirs legen.

Auch wenn der Autor die These abwehrt, Krankheit sei eine Folge der Lebensführung, der Patient also selbst daran schuld, so gilt es für ihn doch, die Krankheit als Appell zur Selbstfindung und Versöhnung zu sehen. Seine eigene Aufgabe als Klinikseelsorger definiert er entsprechend, durch Gespräche den Patienten einen Weg zu bahnen, ihre Krankheit als Lehrer zu begreifen. Sehr bewegende Beispiele aus der seelsorgerlichen Praxis sind in das Buch an vielen Stellen eingestreut. Gleich eingangs erzählt Kreitmeir von seiner eigenen Krebskrankheit und beklagt die Neigung zum Verdrängen und Vermeiden, die er nicht nur in seiner Umgebung, sondern auch bei sich selbst erlebt hat.

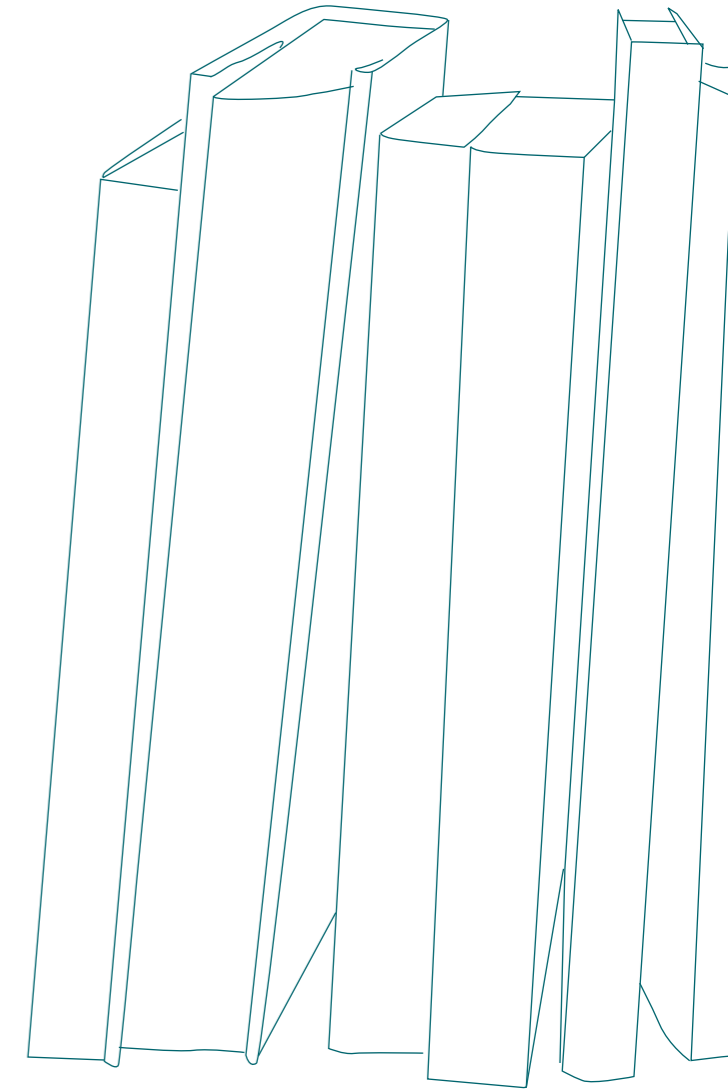


Um tröstend wirken zu können, braucht er theoretische Zurüstung: Das Buch geht knapp auf Ergebnisse der medizinischen Sterbeforschung ein, der Priester erzählt von seiner Ausbildung zum Logotherapeuten im Sinn von Viktor Frankl und entfaltet die Prinzipien eines tragischen Optimismus, in dem Vergänglichkeit zu Vergangenheit sich wandelt, der Blick von den Stoppelfeldern eines abgeernteten Lebens sich zurückwendet auf die Scheune, den Schatz gesammelter Erfahrungen. Solche Gleichnisse und Bilder wie zum Beispiel Rembrandts Rückkehr des verlorenen Sohns sind Kreitmeirs Hilfsmittel, um tröstende Gespräche einzuleiten.

War früher der Pfarrer der erste Ansprechpartner im Todesfall, so ist es heute der Bestatter, der auf Wunsch einen Trauerredner vermittelt. Kreitmeir beklagt, dass sich sowohl Trauerredner als auch Geistliche nicht immer die Zeit nehmen, eine Trauerfeier, die den Hinterbliebenen Trost anbietet, individuell zu gestalten. Er begrüßt, dass das traditionelle Begräbnis sein Monopol verloren hat und alternative Bestattungsformen, etwa im Ruheforst, hinzugekommen sind. Er schlägt neuartige Rituale vor, die kreative Beteiligung am unvermeidlichen Abschiednehmen ermöglichen. Schließlich setzt er sich mit Möglichkeiten auseinander, mit dem Verstorbenen über den Tod hinaus in Verbindung zu bleiben, und kritisiert die rigoros negative Haltung der Kirche zu allen Formen des Spiritismus.

Sterben und Tod sind Themen der Lehrpläne im Religionsunterricht, und Kreitmeirs Buch könnte der Lehrkraft bei der Vorbereitung helfen, indem die Beobachtungsdaten zur Symptomatik der letzten Lebensphasen gut zusammengefasst sind. Ob man einzelne Gesprächsschilderungen im Unterricht einbezieht, hängt davon ab, wie viel Emotionen man dort zulassen kann und will. Da aus meiner Sicht zur Thematik gehört, unseren Umgang mit Tod und Trauer aufzuarbeiten, könnten die ungewohnten Rituale und die Arbeiten des Sargmalers Opiolka, die in Bildern dokumentiert sind, gute Gesprächsanstöße bieten. Etwas zu weit geht Kreitmeir meiner Meinung nach, wenn er die mediale Kontaktaufnahme mit den Toten unkritisch als tröstend beschreibt, denn junge Leute machen auf diesem Feld auch verstörende Erfahrungen.

Karlantonius Vörckel



Karl Rahner
Glaube und Kultur
Zu Literatur, Musik und Kunst
Herausgegeben von Gesa E. Thießen

Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag, 2023
261 Seiten
38,00 €
ISBN 978-3-7867-3315-7

Karl Rahner (1904-1984) darf aus vielen Gründen als der bedeutendste und einflussreichste katholische Theologe des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Rahner, der von sich selbst sagte, sein Leben sei das normale und durchschnittliche Leben eines mitteleuropäischen Bürgers ohne besondere Bekehrungserlebnisse oder fromme Heldentaten, folgte dem Leitmotiv seines Jesuitenordens „Gott in allen Dingen finden.“ Als Konzilsberater trug er wesentlich zu einer dogmatischen Bestimmung des Wesens der Kirche bei, formulierte ein positives Verhältnis zu anderen Religionen und einer pluralistischen Gesellschaft; kurzum zu einer säkularen Wirklichkeit, wie sie sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer weiter ausgebildet hatte.

In einer Zeit, in der Theologie und Kirche besorgt darum waren, wie mit den sich überschlagenden Entwicklungen der modernen Welt umzugehen sein sollte und anachronistische Antworten vermeintliches Heil versprachen, schlug Rahner andere Wege ein: Grundlage seiner Theologie war eine innovative Weiterentwicklung scholastischer Denkfiguren und eine Rezeption moderner Philosophie, insbesondere die einer neuen Ontologie, wie sie von Martin Heidegger begründet worden war. Was später als die „Anthropologische Wende der Theologie“ bezeichnet werden sollte, ermöglichte maßgeblich Rahner, indem er den Menschen in den Mittelpunkt seiner Theologie stellte und ihn in seinem Wesen als Hörer des Wortes und damit ausgerichtet auf die Selbstmitteilung Gottes verstand. Die menschlichen, auch alltäglichen Grunderfahrungen, so Rahner, ermöglichen es, Gott im Leben zu erahnen. So sehr Rahner in seinem Schürfen an der Gottesfrage das menschliche Sein in den Mittelpunkt seiner Theologie stellte, so sehr darf es verwundern, dass die



Auseinandersetzung mit Kunstformen keinen eigenen Forschungsschwerpunkt seines theologischen Schaffens darstellen. Vielmehr finden sich in unterschiedlichen Kontexten des theologischen Œuvres von Rahner eine Vielzahl an gewichtigen Untersuchungen, die sich dem Dialog von Theologie und Kunst annehmen.

Erstmals wurden Rahners Schriften, die sich mit der Wechselwirkung von Theologie, Literatur, Musik und Kunst befassen, von Gesa E. Thießen in englischer Sprache (Karl Rahner's Writings on Literature, Music and the Visual Arts) 2021 als Sammelband herausgegeben. Es darf als ein wahrer Glücksfall und eine echte Bereicherung der Theologie bezeichnet werden, dass dieses Kompendium nun auch in deutscher Sprache vorliegt; erneut von Thießen herausgegeben, die als Theologin und Prädikantin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Irland tätig ist.

In einer gewinnbringenden Einführung verortet Gesa E. Thießen den Horizont von Literatur, Musik und Kunst in der Theologie Rahners. Dabei macht sie deutlich, dass Rahner in menschlichen Kunst- und Ausdrucksformen Orte von anthropologischen Erfahrungen und Sinnsuche sieht und diese mithin für ihn eine eigene theologische Dignität besitzen. Thießen erörtert dabei, wie für Rahner eine Theologie nicht nur auf verbale Theologie reduziert werden darf und folglich alle Kunstformen für ihn zu einem Ort theologischen Treibens werden können. Von besonderer Bedeutung ist, dass Rahners Interesse insbesondere Kunstwerken gilt, die nicht einen klar zu bestimmenden religiösen oder gar frommen Inhalt haben. Vielmehr sind, gemäß dem Offenbarungsverständnis von Rahner, Kunstwerke für die Theologie interessant, die in ihrer Originalität und Autonomie der Suche nach menschlichen und folglich transzendental möglichen Erfahrungen einen Ausdruck geben.

Das Kompendium, das von diesen Gedanken Rahners durchdrungen ist, umfasst sodann fünf strukturierende Kapitel (Theologie, Glaube und Kultur; Literatur; Kunst; Musik; Postludium), die insgesamt 16 Einzelabhandlungen Rahners enthalten. Diese reichen von Ausführungen wie „Gottes Wort und der Menschen Bücher“ über „Von der Größe und dem Elend des christlichen Schriftstellers“ und „Kirche bauen. Zum modernen Kirchenbau“ bis hin zu einer Abhandlung über die Erstaufführung von Igor Stravinskys „Messe“.

Ein besonderes Bonmot dieses sorgfältig redigierten Sammelbandes ist Rahners Text „Wovon singen die Beatles?“ aus dem Jahr 1966. Rahner konstatiert in der ihm eigenen bescheidenden Form des Fragens: „Denn sind nicht eben doch, dank der Gnade Gottes, die überall ist, auch Liebe, Einsamkeit und alles, was sich in diesen Platten aussagt, näher bei dem, was wir meinen, wenn wir ‚Gott‘ sagen, als wir zunächst denken, vorausgesetzt, dass wir Gott nicht zwingen wollen, auf unseren Wegen allein zum Menschen zu kommen?“ In den bewegten 1960er Jahren war es die vierköpfige britische Band, die mit ihren Liedern etwas über das Menschsein auszudrücken vermochte, und dies für Rahner Grund genug war, dieser Kunst theologische Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Wenn heutige Künstlerinnen und Künstler aller Sparten von Liebe, Schönheit, Wahrheit, Freiheit, Ängsten oder Zweifeln schreiben, singen oder tanzen, darf sich eine gegenwartssensible Theologie in der Spur Rahners sicher sein, dass hier zu lernen ist, was Menschsein heißen mag, und damit ein Ort theologischen Interesses vermutet werden darf: „Religion's in your lips“, wie es Taylor Swift formuliert.

Clemens Hermann Wagner

Stanka Hrastelj

Batseba

Roman

Aus dem Slowenischen von Metka Wakounig

Erlangen: Homunculus Verlag. 2023

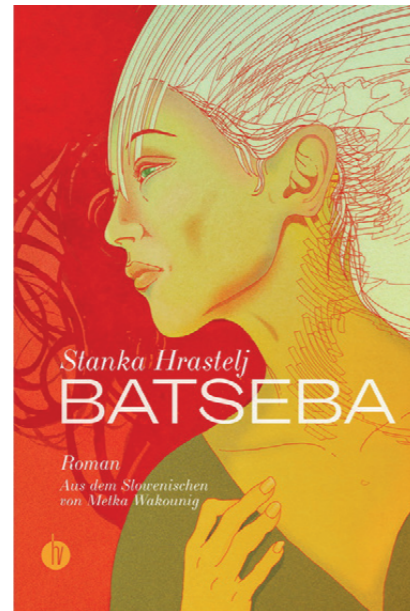
134 Seiten

23,00 €

ISBN 978-3-946120-37-7

Literarische Rezeptionen biblischer Stoffe geraten bisweilen ein wenig gewollt und zäh. Dies kann man von Stanka Hrasteljs kühnem Neuentwurf der Geschichte von Batseba und König David wahrlich nicht behaupten. Zwei Angaben gehen dem zweiten Roman der slowenischen Lyrikerin und Übersetzerin (geb. 1975) voraus, beide haben ihre Berechtigung. Die Widmung „Für die Leser von Poesie“ verweist auf die lyrisch verdichtete Art des Erzählens. In 193 durchnummerierten Miniaturkapiteln mit Überschriften, die ihrerseits interpretatorische Akzente setzen, wirft die Autorin sprachgewaltig Schlaglichter auf eine überzeitlich angelegte Frauengestalt zwischen Macht und Ohnmacht. Die zweite vorausgeschickte Angabe ist eine Triggerwarnung bezüglich selbstverletzender Handlungen und sexueller Gewalt. In der Tat beschreibt Hrastelj drastisch und explizit und schont ihre Leserinnen und Leser ebenso wenig, wie Batseba sich selbst schont.

Inhaltlich spinnt die Autorin virtuos ein dichtes intertextuelles Netz. Der biblische Erzählfaden bleibt – auch wenn es später um den Aufstand des Absalom und den Thronfolger Salomon geht – gut erkennbar. Wie in 2 Sam 11 schickt David Batsebas Ehemann Urija an die Front in den sicheren Tod und nimmt die von ihm schwangere Batseba zur Frau. Der biblische Text markiert klar die Verantwortung König Davids und verurteilt sein Handeln (2 Sam 11,27: „In den Augen des HERRN aber war böse, was David getan hatte.“)



Hrastelj dagegen greift eher die (äußerst ambivalente) Rezeptionsgeschichte der Batseba als Verführerin auf, um auch diese wiederum neu zu deuten. Ihre Batseba ist eine kühl kalkulierende, karrierebewusste, gut ausgebildete Slowenierin des 21. Jahrhunderts, die ihre Chancen sieht und nutzt. David liebt nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihren Intellekt. Die unbefriedigende Ehe mit einem groben, mittelmäßigen Mann tauscht sie ein gegen ein Leben mit dem König, der neben seiner Regierungstätigkeit ein gefeierter Musikstar mit mehreren Social-Media-Profilen ist (Spezialität: Psalmen!). Nach der Eheschließung bleibt sie berufstätig und baut später ein erfolgreiches Unternehmen auf. Die Beziehung zu David, der zunächst wie Wachs in ihrer Hand erscheint, ist von echter Nähe gekennzeichnet, wird jedoch getrübt durch die zahlreichen Affären des Königs. Die Familienplanung

ist lange von Fehlgeburten und Kindstod überschattet. Zunehmend erhält Batsebas Erfolgsgeschichte Brüche und droht ihr zu entgleiten. Immer wieder bricht die Erinnerung an Urijas Tod durch, für den sich (in Umdeutung der biblischen Vorlage, s.o.) Batseba verantwortlich fühlt. In ihrem Schuldbewusstsein wendet sie sich gegen sich selbst – mit depressiven und suizidalen Tendenzen, Selbstverletzungen, Anorexie sowie dem aktiven Herbeiführen erniedrigender Sexualität. Und hat trotz all ihrer Not mit der Inthronisierung Salomos schließlich doch noch ein Ass im Ärmel ...

In rasanter Verknüpfung versetzt die ehemalige Theologiestudentin Hrastelj eine Erzählung aus der Welt des Alten Testaments in den christlich-katholischen Kontext Sloweniens. Mühelos verbindet sie den biblischen Sprachstil mit aktuellen Bezügen von Instagram über WhatsApp bis hin zum Darknet. Das Glossar am Ende des Buches führt dankenswerterweise einige biblische Personen auf und nennt mehrere Zitate und Referenzen aus der biblischen wie auch internationalen Literatur und Kultur durch die Jahrtausende. Den gesamten Reichtum an intertextuellen Verweisen kann es bei weitem nicht fassen. Um manche Anspielungen erschließen zu können, muss man den slowenischen Hintergrund sicherlich vertieft recherchieren. So bleibt die Lektüre des Romans in jeder Hinsicht eine horizonterweiternde Herausforderung.

Rita Müller-Fieberg

Jannie Regnerus

Das Lamm

Roman

Aus dem Niederländischen von Ulrich Faure

Bonn: Weidle Verlag, 2023

108 Seiten

20,00 €

ISBN: 978-3-949441-06-6

Es beginnt damit, dass der fünfjährige Joris Blut pinkelt, „das Zinnoberrot der altniederländischen Maler“. Diagnose: Nierenkrebs. Krebs – das „Fünfbuchstabenwort“. Wie aus diesem Befund und aus dem Alltag mit seinen Selbstverständlichkeiten, der plötzlich seine Sicherheiten verliert und fragwürdig wird, Literatur wird, verdeutlicht Janne Regnerus in ihrem Roman „Das Lamm“.

Es schaut den Betrachter bereits auf dem Titelbild mit dem intensiven Blick eines seiner Augen an, ein Strahlenkranz umgibt seinen Kopf. Es ist ein Detail des mystischen Agnus Dei aus dem berühmten Genter Altar des Jan van Eyck und das Zentrum einer paradiesischen Landschaft. Das Blut aus der Seitenwunde fließt in hohem Bogen in einen Messkelch, einzelne Tropfen fallen auf das weiße Altartuch. „Das Bluten scheint dem Lamm nichts auszumachen, es hat mit der Auferstehung begonnen, gestärkt durch den Segen, den es von der weißen Taube direkt über sich erhält.“ Joris und seine Mutter legen sich beim Besuch der St.-Bavo-Kathedrale belgische Pralinen wie Hostien auf die Zunge, schmecken das Bittere und das Süße. Der Roman endet mit dem Grinsen des schokoladenverschmierten Joris. Ob man dies als Zeichen der Hoffnung deuten kann und worauf sie sich richtet, auf die Heilung von der Krankheit oder auf eine Transzendenz, bleibt offen. „Rettung kommt von dem Lamm“, heißt es in der Offenbarung des Johannes.



Mit einem Lamm beginnt auch der Roman. Es ist ein totes Lamm auf einem Markt in Tunis, „auf einem Altar aus zusammengekehrtem Schmutz und Kartonfetzen“, die weit aufgerissenen Augen sind glanzlos, es ist die „erste Begegnung mit der Endlichkeit“. Der Gedanke an den Tod, den Moment des Sterbens erscheint der Mutter zu diesem Zeitpunkt noch Lichtjahre entfernt.

Mutter Clarissa – ihr Vorname erinnert an die Hl. Klara – und Joris stehen im Zentrum des Romans, der Vater wird nur kurz erwähnt. Joris, der Name deutet darauf hin, das ist auch Georg, der Drachentöter. Namen scheinen nicht willkürlich gewählt. Joris kämpft gegen den Krebs. Mit seinem Vater hat Joris Drachentöten gespielt, mit einem Holzschwert, der Vater spielte den verwundeten Drachen. Für den Schmerz, den er erleidet, gibt es kein Bezugssystem mehr. Die Mutter verliert ihren Blick für Schönheit, sieht nur noch Ende und keinen Anfang mehr. „Ihr Blick hakt sich an kaputten Dingen fest und macht sie noch toter, als sie ohnehin schon sind.“ Es geht aber auch um Bemühungen, Szenarien zu schaffen, die Beruhigung vermitteln sollen, um die Faszination, die sich einstellt, wenn Mutter und Sohn durch das Teleskop den Mond oder den Wetterhahn auf dem Kirchturm betrachten, dann wieder um die Qualen der Krebsbehandlung. Immer wieder verbindet die Autorin Joris' Krankheit mit religiösen Motiven. Joris sucht sich aus der Kinderbibel ausgerechnet die Passionsgeschichte aus. Der Strahlenkranz aus goldenen Haaren, den Clarissa morgens vom Kopfkissen des Sohnes aufsammelt, erinnert jenseits jeden Versuchs einer Gleichsetzung deutlich an den Strahlenkranz des göttlichen Lamms. Wie geht man als Mutter mit einem Kind um, das plötzlich Totenschädel zeichnet? Was kann Licht in die Dunkelheit bringen? Vielleicht sind es schon die Laternenfischchen, „die Glühwürmchen der Tiefsee“, die Clarissa und Joris offensichtlich als einzige in einem Aquarium des Zoos entdecken, orangefarbene Lichter in der Dunkelheit.

Meisterhaft versteht es die Autorin, Farben sprachlich einzufangen: Ausgelaufenes Benzin zaubert Perlmuttglanz auf die Oberfläche einer Pfütze, deren „Farben von Violett nach Blau und von Gelb nach Grün schillern“ wie an einem Taubenhals; die violetten und orangefarbenen Blätter der Leuchtrakete, die nach Abschluss von Joris' Chemotherapie abgeschossen wird; die Farben des Himmels am Ostersonntag im Wald; die Vitalität der Farben, geradezu Farbexplosionen des Genter Altars: ultramarin, zinnoberrot und die Taube, in einem goldgelben Lichtschein gefangen, das göttliche Licht wie ein lumineszierender Regen.

Die Taube, die Clarissa und Joris mit dem Fahrrad überfahren wird und die an ihrem eigenen Blut zu ersticken scheint – „für so eine graue Kreatur würgt die Taube ein schönes, tiefes Scharlachrot hervor“ –, findet im Genter Altar ihre Antithese im Bild dieser göttlichen Taube. Der Blick des Betrachters des Altars wird von dem mystischen Lamm weitergeführt auf den achteckigen Lebensbrunnen: Hic est fons aquae vitae procedens de sede dei + agni“ ist auf dem Brunnenrand zu lesen. Welch ein Kontrast zu dem Springbrunnen im Garten des Krankenhauses, dessen Bezeichnung als „Born des Lebens“ nur ironisch verstanden werden kann, fällt doch nur noch „ein armseliger Wasserstrahl auf ein Grüppchen von Plastikentchen“. Die Autorin erwähnt es nicht, aber die Inschrift auf dem Brunnen des Genter Altars könnte über den Text des Romans hinausweisen.

Jutta Kähler

Navid Kermani
Das Alphabet bis S
Roman

München: Carl Hanser Verlag, 2023
591 Seiten
32,00 €
ISBN 978-3-446-27745-8

Navid Kermani hat mit seinen Büchern „Gott ist schön“ oder „Ungläubiges Staunen“ sehr große Resonanz gefunden. Der bekennende Muslim und habilitierte Orientalist ist mit der europäischen Kultur und der christlichen Religion wie kaum ein anderer vertraut. Die Veranstaltung in der Frankfurter Paulskirche, wo ihm 2015 der Friedenspreis des deutschen Buchhandels verliehen wurde, endete mit seinem aufsehenerregenden Aufruf zum gemeinsamen Gebet. Kermanis letztes Werk „Das Alphabet bis S“ vermittelt nun einen differenzierten Einblick in die Vielfalt bzw. Mehrstimmigkeit seines Denkens. Im September 2024 wird ihm dafür in Lübeck der Thomas-Mann-Preis verliehen.

Wer das Alphabet nachbuchstabieren will, braucht jedoch Zeit und Geduld. Kein Buch, das man zügig lesen kann, denn die Konzeption changiert zwischen den Formaten „Tagebuch“ und „Zettelkasten“. Am besten man liest es abschnitts- und tagesweise. Sozusagen „entschleunigt“.

Die Familie der Ich-Erzählerin stammt wie Kermani aus dem Iran und lebt seit Jahrzehnten in Köln. Ihre Mutter ist gestorben. Das Tagebuch setzt mit dem Beginn des Trauerjahres ein. Ein blassroter Ereignisfaden hält die folgenden 365 Tage zusammen, in denen die Erzählerin ein ganzes Knäuel existentieller Probleme irgendwie entwirren muss: die Beerdigung, die Grabgestaltung und die Sorge um den alten Vater, die Scheidung und das Sorgerecht, die Angst um den plötzlich lebensbedrohlich erkrankten Sohn, das Scheitern eines gleichgeschlechtlichen Liebesversuchs. Zwischendrin der Alltag mit den beruflichen Verpflichtungen als Kriegsberichterstatlerin, öffentlichen Lesungen, Sport und Erholungsreisen mit dem genesenden Sohn und muslimischen Trauer Ritualen. Sie hat sich vorgenommen, sich im



Trauerjahr in ihre „Lesegrufte“ zurückzuziehen, wo sie sich aus dem alphabetisch geordneten Bücherregal noch ungelesene oder lange nicht beachtete Bücher heraussucht oder wieder entdeckt. Die Namen der Autoren verraten wohl auch etwas über das persönliche Leserprofil von Navid Kermani. Die Erzählerin, die sich selber als „Gelehrte und Philosophin“ bezeichnet, wirkt wie sein Alter Ego. Die Autoren in ihrem Bücherregal sind schwere Kost, sie sind in jedem Fall außergewöhnlich bis exzentrisch und haben vermutlich eine je eigene verschworene Leserschaft: z.B. Peter Altenburg, Emil Cioran, Emily Dickinson, Julian Green, Ernst Jünger, Quirinus Kuhlmann, Peter Nadas, Paul Nizon, Anatoli Pristawkin. Hier kommt nun der „Zettelkasten“ ins Spiel, der die täglichen aufnotierten Begebenheiten mit Zitaten, Träumen, Maximen und Reflexionen, politischen Analysen und Bekenntnissen, Kunstkritik und religiösen Fragen ergänzt. Er ist so zufällig, wie es der normale Alltag eben auch ist. Manche Trouville ist dabei. Wunderbare Definitionen: „Trauer ist, wenn das Glück, das es doch gibt, nicht zu einem durchdringt.“ (9) Oder bezogen auf die Tren-

nung eines Paares: „Nein, dann ist es wohl besser, sie trennen sich, wenn sie zusammen kleiner werden statt größer.“ (12) Oder: „Hoffnung versteht sich nicht von selbst. Ihr müsst nach ihr fahnden, sie bewahren und entwickeln, wo immer ihr sie findet, sie notfalls säen, pflegen, kultivieren. Sie selbst ist die Kraft, die es braucht, damit sie sich erfüllen kann.“ (253)

Lesefrüchte aus dem Bücherbord reichern die Eintragungen mehr und mehr an. Kurze und lange Zitate, Inhaltsangaben, die Lebensgeschichte eines Autors, Gedichte und vieles mehr werden einmontiert. Der Kursivdruck der Zitate bewirkt, dass sie als solche kenntlich bleiben. Das eine oder andere macht Lust auf mehr. Allmählich wird mir klar, um welches große unerschöpfliche Thema Kermanis Buch kreist: das Verhältnis von Literatur und Leben.

Madame Bovary in Flauberts Roman will ihrem Ennui entgehen, indem sie so leben will, wie es ihr Liebes- und Abenteuerromane vormachen. Don Quichotte versetzt sein prosaisches Leben in einen glanzvollen Ritterroman und gaukelt sich Phantasmen vor. Das Erwachen ist rau, weil die Verwechslung von Leben und Literatur zu Realitätsverlust und zum Scheitern führt. In Kermanis Buch ist das gerade nicht der Fall: Die Literatur spiegelt zwar wider bzw. kommentiert, was die Ich-Erzählerin gerade durchlebt und empfindet, aber dergestalt, dass die Lektüre ihr neue, ungewohnte Einsichten vermittelt. So wird das individuell Eigene in einen erweiterten Kontext gestellt und auf den Punkt gebracht. Die Gedichte von Emily Dickinson geben dem depressiv umflorten Gefühlsleben der Erzählerin eine klare Stimme. Dennoch ist es kein identifikatorisches, erst recht kein eskapistisches Lesen, denn das könnte den Kummer der Erzählerin nicht auflösen. Vielmehr führt Kermani ein sehr intellektuelles Lesen vor, bei dem Literatur tatsächlich als Schulung des Möglichkeitssinns fungiert. Das zeigt sich in den Passagen des Buches, in denen die Erzählerin mit den gelesenen Werken im Rücken auf aktuelle politische Verhältnisse, religiöse Vorstellungen oder künstlerische Vorführungen eingeht. Literarische Impulse vermitteln ihr eine klare, realistische Sicht auf die Dinge. Und auch auf sich. Als schreibende Journalistin hat sie sich letztlich zu

der Einsicht durchgerungen, wie Leben und Literatur „autofiktional“ zusammengehen können: „Meine Tage sind neben den Büchern in den Regalen nun einmal das Material; nur wenn sich beides ineinanderlegt, Leben und Lektüren, bildet sich ein weiteres Werk, das zwischen A und Z eingereiht wird.“ (25). Dieses „weitere Werk“ ist das von Kermani. Es macht die Probe aufs Exempel.

Susanne Nordhofen

Andreas Bieringer
Gottesdienst in der Literatur
Entwurf einer kultursensiblen Liturgiewissenschaft

Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag, 2023

382 Seiten

68,00 €

ISBN 978-3-7720-8788-2

Das spannungsreiche Dialogfeld von Theologie und Literatur wurde in den letzten Jahrzehnten wissenschaftlich intensiv ausgeleuchtet. Eine Dimension blieb dabei jedoch bislang fast durchgängig außen vor: die Frage, wie sich die liturgische Praxis der (katholischen) Kirche literarisch in der Gegenwartsliteratur niederschlägt.

Die vorliegende Habilitationsschrift des in St. Georgen lehrenden Liturgiewissenschaftlers Andreas Bieringer schließt diese Lücke in beeindruckender Form. Nicht nur, dass sie zentrale Werke im Blick auf „Gottesdienst in der Literatur“ (so der Titel der Untersuchung) sichtet und deutet, sie konzipiert darauf aufbauend zudem den „Entwurf einer kultursensiblen Liturgiewissenschaft“ (so der Untertitel). In diesem Spektrum soll sie „einen Beitrag zur theologischen bzw. literaturwissenschaftlichen Lesbarkeit von Literatur leisten“. (16)

Worin liegt das Spezifische dieser bestens recherchierten und wissenschaftlich vernetzten Untersuchung? In der „Erschließung zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur als Ort liturgiewissenschaftlicher Erkenntnis“ (37). Aufbauend auf den hermeneutischen theologisch-literarischen Studien der letzten Zeit wird Literatur hier also nicht nur als Zitierkasten funktionalisiert oder als Bestätigungsfundus eingesetzt, sondern zum echten locus theologicus: Das ‚Quellenspektrum‘ der Liturgiewissenschaft wird „auf die Literatur ausgeweitet“ (37). Der Zugang bestimmt sich mehrdimensional, geht Bieringer doch „anthropologisch, hermeneutisch und rezeptionsästhetisch“ (38) vor.



Autorinnen und Autoren und ihre Werke werden auf Augenhöhe zu Gesprächspartnern, indem ihr Werk ausführlich und intensiv im Blick auf die der Arbeit zugrundeliegende Fragestellung analysiert wird. Sechs Einzelanalysen perspektivieren den Zugang: werkgeschichtlich naheliegende Blicke auf Peter Handke, Christoph Ransmayr, Arnold Stadler und Hanns-Josef Ortheil werden durch Analysen von Petra Morsbachs Priesterroman „Gottesdiener“ und ausgewählte Werke des evangelischen Dichterpfarrers Christian Lehnert erweitert. Jede Auswahl begrenzt (vgl. 43). Aber hier hätte man sich schon deutlichere Kriterien gewünscht: So eigenständig Morsbachs Einzelroman ist, so schon formal erweiternd der Blick auf Lehnert: Genauere Analysen der umfangreichen und zum Thema überaus ergiebigen Werke etwa von Ralf Rothmann, Ulla Hahn, Thomas Hürlimann oder Christoph Peters hätten mehr ergeben als bloße Auffüllung. All das zu leisten, wäre freilich zu viel. Aber eine innere und stringente Begründung der getroffenen Auswahl, vor allem der getroffenen Nicht-Auswahl, könnte vor dem Vorwurf der beliebigen Auswahl schützen. Das begrenzt den Ertrag: Jede Quintessenz kann sich nur auf die zugrunde gelegten Werke stützen.

Wichtiger: Die vorliegenden Analysen sind dicht und stimmig erarbeitet, vermeiden alle möglichen Formen von theologischer Übergriffigkeit und sind spannende Einzelstudien, die dennoch stets eng auf den gemeinsamen Fokus der Untersuchung bezogen bleiben. Die meisten der präsentierten Verfasser und Werke wurden bereits intensiv theologisch-literarisch beleuchtet. Bieringer greift diese Deutspuren auf, erweitert und bündelt sie unter der thematischen Perspektive seiner Fragestellung. Am kreativsten scheint mir die Integration von Christoph Ransmayrs Werk zu sein, dessen Bedeutung bislang tatsächlich kaum literarisch-theologisch rezipiert wurde. Der Österreicher Bieringer mahnt im Blick auf den Österreicher Ransmayr: „In der „Theologie findet“ Ransmayrs „Werk trotz der Omnipräsenz religiös-spiritueller Motive so gut wie keinen Widerhall“ (129). Auch wenn er hier die Dissertation von Brigitte Schwens-Harrant „Erlebte Welt – erschriebene Welt“ über „Theologie im Gespräch mit österreichischer erzählender Literatur der Gegenwart (1997) übersieht: Die Integration von Ransmayr in den aktuellen Diskurs ist ein wichtiger Beitrag dieser Studie.

Grundlegend: Bieringer begnügt sich nicht mit diesen kenntnisreichen und sensiblen theologischen Literatursichtungen. Auch bleibt er nicht bei der schon vorab in Aussicht gestellten Bündelung stehen, dass der literarische „Zugriff auf den katholischen Gottesdienst“ in den Porträts „unterschiedlich“ und „eigenständig“ (42) erfolgt. Er entwirft vielmehr ein vielschichtiges Panorama über die „Vermittlung zwischen Literatur und Liturgie“ (231-305), in dem die literarischen Positionen fruchtbar und kreativ mit theologischen Stimmen verbunden werden. Die Stichworte „Raum“, „Stille – Klang – Gesang“, „Erfahrung“ und „Körper“ markieren die Matrix dieser Ausführungen. Am Ende steht ein Ausblick auf „Wandlung und Polarität als Grundprinzipien von Liturgie Leben und Literatur“ (307-326).

Eine kleine Verwunderung bleibt. Wenn es um den im Titel ja explizit benannten „Gottesdienst“ geht, wo bleibt der (wenigstens Seiten-)Blick auf Predigt? Das Feld „Predigt und Literatur“ ist intensiv erforscht. Es fällt hier komplett heraus. Wird damit die alte Wertung bestätigt, der ‚Wortgottesdienst‘ mit Lesungen und Predigt sei ja doch nur ein „Vorspiel“ des „Eigentlichen“? Das wird Bieringer völlig fremd sein, aber die Arbeit könnte so missverstanden werden.

Richtig verstanden bietet sie einen der kreativsten, eigenständigsten und richtungsweisendsten Beitrag der letzten Jahre: zum theologisch-literarischen Diskurs einerseits, zum inneren Feld der Liturgiewissenschaft andererseits.

Georg Langenhorst

Georg Habenicht
**Der Naumburger Bilderstreich
zum Triegel-Cranach-Altar
Ein Kunststück in fünf Aufzügen**

Petersberg: Michael Imhof Verlag, 2023

96 S. m. farb. Abb.

14,95 €

ISBN 978-3-7319-1342-9

Wenn ein Autor sich an seiner eigenen Rhetorik befeuert und Spaß an seinen Formulierungen hat, ist das für uns Leser ein Glücksfall. Bei Georg Habenicht kommt hinzu, dass er offenbar mit Vergnügen in Archiven wühlt, um dann ein breites Panorama der Frömmigkeitsgeschichte um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert zu entwerfen. Das Buch – besser gesagt das Büchlein – inszeniert ein Drama in fünf Akten, bei dem es dann aber um einen gegenwärtigen Skandal geht.

Der Autor hatte sich schon beim historisch skandalträchtigen Thema Ablass ausgewiesen, das für Luther und seine Reformation so wichtig gewesen ist. Das moderne Bankwesen, eine Florentiner Erfindung der frühen Neuzeit, hatte seinerzeit auch das theologische Denken infiziert. So war es zu einer Art Bewirtschaftung des Fegefeuers gekommen, die von einem gedachten Bankhaus Kirche als Geschäftsmodell in die Hand genommen worden war. Die Verdienste des Erlösers, der Märtyrer und überhaupt aller Heiligen wurden thesauriert. Aus diesem Kapital konnte dann ein Ablass der Sündenstrafen finanziert werden. Zu welchen Blüten der Ablasshandel schließlich geführt hatte, als ein Mitglied des Bankhauses Medici auf dem Papstthron saß, erfahren wir noch einmal archivalisch aufbereitet sehr plastisch und drastisch. In diese Zeit gehört das große Retabel, das zu dem neuen Naumburger Skandal geführt hatte.

Vorher aber macht der Autor uns in seiner pastosen Rhetorik mit dem „Retabelfieber“ bekannt, das er im ganzen deutschsprachigen Gebiet feststellt. Dabei versorgt er uns wieder reichlich mit Beispielen und Belegen über Handwerker- und Künstlerrechnungen aus den Archiven. Da kann es schon



einmal vorkommen, dass er den „berühmten Englischen Gruß“ in Nürnberg nicht Veit Stoß, sondern einem anderen Künstler zuschreibt. Auch sonst geht manchmal die Assoziationslust mit ihm durch, wenn er in einer eigenen Farbenlehre den Gründonnerstag mit der „grünen Hochzeit“ und Grün als der Farbe aller Jungfrauen und damit der Jungfrau Maria in Verbindung bringt.

Das ändert aber nichts daran, dass er mit seiner Feststellung, das Retabel sei das „Leitmedium“ des Zeitalters gewesen, wohl recht hat. Mit alledem nimmt er Anlauf, um schließlich die Geschichte des Altaraufsatzes zu erzählen, den Lucas Cranach für den Westchor des Naumburger Domes mit seinen Stifterfiguren geschaffen hat. Nur die beiden Seitenflügel dieses Retabels haben den Bildersturm überlebt. Es waren diese in der Tat herausragenden Stifterfiguren, die für die UNESCO den Grund für die Verleihung des Status eines Weltkulturerbes geliefert hatten.

Dann kam das Frühjahr 2020. Das Domkapitel und die Domgemeinde beschlossen, die verlorene Mitteltafel des Flügelaltars von Lucas Cranach, der einst in der Mitte des berühmten Chors gestanden hatte, durch eine neue zu ersetzen und den Altar wieder am ursprünglichen Platz aufzustellen. Hierfür beauftragte man Michael Triegel, der wie kein anderer für diese Aufgabe infrage kam, denn er war inzwischen dafür berühmt geworden, seine oft geheimnisvollen Sujets in altmeisterlicher Stilistik zu geben.

Die folgenden Akte des Dramas, die Georg Habenicht für uns Leser inszeniert, laufen bei allem Ernst auf eine höchst amüsante Besichtigung von Seltsamkeiten hinaus, zu denen der Streit unter Fachleuten geführt hatte. Als der Altar schließlich 2022 fertiggestellt und unter großer Anteilnahme der Auftraggeber und der Bevölkerung feierlich eingeweiht wurde, kam es zu einer Intervention von ICOMOS, der Institution, von der man befürchten musste, dass sie dem Naumburger Dom den Status eines Weltkulturerbes wieder entziehen könnte.

Habenicht referiert zunächst ein Gutachten des Kunsthistorikers Achim Hubel, der schlankweg bestritt, dass es den rekonstruierten Altar überhaupt je an dieser Stelle gegeben habe. Seine historischen Argumente klingen zunächst durchaus plausibel, dazu kam der praktische Einwand, dass das Retabel den freien Blick auf einzelne der berühmten Stifterfiguren behindern könnte. Dann nähert sich Habenichts Inszenierung ihrem Höhepunkt. Mithilfe der Archive und Rechnungsbücher konnte das professorale Gutachten Punkt für Punkt widerlegt werden. Inzwischen hatten alle großen Zeitungen ausführlich berichtet und die Subtexte dabei nicht ausgelassen. In bestimmten zünftigen Kreisen der Denkmalpflege gab und gibt es einen *soupçon* gegen die Leipziger Schule, die noch lange von den Vertretern der „Westkunst“ wegen ihrer handwerklichen Brillanz und ihrer Vorliebe für gegenständliche Malerei als unzeitgemäß beiseitegesetzt und in den diskriminierenden Schatten einer DDR-Staatskunst geschoben wurde. Man blieb einem bestimmten Fortschrittsschema der „klassischen Moderne verhaftet, das in der Verabschiedung mimetischer Malerei, die auf wiedererkennbare Gegenständlichkeit zielte, ein

folgerichtiges Entwicklungsgesetz erblicken wollte. Die Label der „autonomen“ Kunst, der Farbfeldmalerei, des abstrakten Expressionismus und des Informel sollten den Maßstab geliefert haben, hinter dem man nicht zurückfallen könne, von den Zaubereien der performativen und Konzeptkunst ganz abgesehen. Hinzu kam ein gewisser Hass auf gestern und eine Mentalität, die eine Rückkehr zu den Mysterien der Religion perhorreszierte. Habenicht kann hier die Denkmalpflegerin Frau Dr. Wendland in den Zeugenstand rufen, die auf Facebook Triegels Altarbild als Kitsch bezeichnet hatte. Schließlich wurde der Altar wieder abgebaut und auf Reisen geschickt. Zunächst war er im Diözesanmuseum Paderborn zu sehen, dann in Klosterneuburg.

Das Büchlein ist 2023 erschienen und vermittelt einen frischen Eindruck des dramatischen Bilderstreits von Naumburg. Der sehr begrüßenswerte Nebeneffekt besteht darin, dass die historischen Hintergründe und die aktuellen ideologischen Geschmacksurteile das Interesse sowohl für die Kunst Michael Triegels als auch für die ideenpolitischen Verwerfungen unserer Tage wunderbar befördert hat. Ob dabei schon einmal jemandem eine höchst bedeutsame Korrespondenz aufgefallen ist? Die Stifterfiguren des Naumburger Meisters zeichnen sich dadurch aus, dass er den Personen, die zur Zeit ihrer Entstehung Mitte des 13. Jahrhunderts schon 200 Jahre tot waren, die lebendigen Gesichter von Zeitgenossen gab. Just dasselbe hat Michael Triegel mit den Personen seiner neuen Mitteltafel gemacht. Maria, die zentrale Gestalt des Altars, trägt die Züge seiner Tochter, ein römischer Bettler gab dem Apostel Petrus sein Gesicht, ein Rabbiner dem heiligen Paulus, wir erkennen das Porträt von Dietrich Bonhoeffer. Alle hat der Maler zu Zeitgenossen von uns, von Lucas Cranach, aber auch der berühmten Stifterfiguren und schließlich der Heiligen gemacht, indem er sie zur „Ehre der Altäre erhoben hat“.

Das Büchlein ist 2023 erschienen. Erst im Dezember dieses Jahres kehrte der Cranach-Triegel-Altar an den Ort seiner Bestimmung zurück.

Eckhard Nordhofen

Jens-Fietje Dwars
Ateliergespräche
Porträts ostdeutscher Bildermacher
Edition Ornament

Bucha bei Jena: quartus-Verlag, 2023
272 S. m. farb. Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-947646-50-0

Wer als Westdeutscher an „ostdeutsche Bildermacher“ denkt, dem werden zuerst die Vertreter der „Leipziger Schule“ wie Neo Rauch und Michael Triefel in den Sinn kommen. Aber um diese Zelebritäten geht es in den „Ateliergespräche(n)“, die der Verfasser mit 6 Künstlerinnen und 22 Künstlern geführt hat, nicht. Aus welchem Anlass sind diese Porträts entstanden?

Erschienen sind alle im „Palmbaum“, dem, so der Untertitel, „Literarischen Journal aus Thüringen“. Diese 1993 begründete Literaturzeitschrift erscheint zweimal im Jahr unter einem Hauptthema und verbindet neuere Prosa, Lyrik und Essays mit der reichen Geschichte Thüringens; hinzu kommt ein umfangreicher Rezensionsteil. Mit der Übernahme der Chefredaktion durch Jens-Fietje Dwars 2005 kam die bildende Kunst hinzu, denn nun wurden die Einbände des „Palmbaums“ zunächst von bildenden Künstlern aus Thüringen, seit 2015 auch aus Ostdeutschland und darüber hinaus gestaltet. Und diese werden in der jeweiligen Ausgabe vorgestellt – durch einen Aufsatz wie etwa im Fall des bereits verstorbenen Gerhard Altenbourg (1926-1989) oder meistens durch einen Bericht über den Atelierbesuch samt Gespräch anlässlich der erbetenen Vorlage für den Umschlag. Die für das vorliegende Buch ausgewählten, 6- bis 8-seitigen „Porträts“ werden durch ein Schwarz-Weiß Foto der Künstlerin bzw. des Künstlers eröffnet und enthalten selbstverständlich das entsprechende Cover; die zahlreichen, den Text ergänzenden Abbildungen geben einen ersten Eindruck in das Werk der Porträtierten.



Die „Ateliergespräche“ überraschen durch die Vielzahl eigenständiger künstlerischer Positionen. So sind manche Palmbaum-Einbände ungegenständlich, andere sind gegenständlich und orientieren sich an der menschlichen Gestalt. Etliche der vorgestellten Künstler sind im fortgeschrittenen Alter – und leider ist der auf dem Cover abgebildete Gerd Mackensen, ein Meister erotischer Darstellungen, jüngst gestorben (1949-2023). Bei aller Unterschiedlichkeit dürften die Porträtierten Rüdiger Gieblers (*1958) These zustimmen: „Der sozialistische Realismus war in Sachen Kunst die reine Konterrevolution.“ (48)

Die Grafik steht im Zentrum des Buches. Susanne Theumer (*1975), die mit der Kaltnadel arbeitet, und Baldwin Zettl (*1943), der auf Kupfer sticht, stellen sich bewusst der harten Arbeit auf der Metallplatte; generationsübergreifend sind ihnen die unzähligen Abstufungen zwischen Schwarz und Weiß Farbe genug. Für seine farbstarken Holzschnitte bedient sich Klaus Süß' (*1951) der Technik der verlorenen Form. Alle drei haben Bücher bebildert; mit einer weit größeren Anzahl illustrierter Bücher (noch in der DDR) sind Dieter Goltzsche (*1934), der Holzschnitzer Karl-Georg Hirsch (*1938), der Dadaist Horst Hüssel (1934-2017) sowie Hans Ticha (*1940) hervorgetreten. Für die Genannten gilt: Sie bebildern nicht einfach den vorliegenden (literarischen) Text, sondern fügen ihm mit ihren kunstvollen Illustrationen eine weitere Bedeutungsebene hinzu.

Der Hinweis auf drei weitere Künstler bedeutet, den ungenannten Gebliebenen nicht gerecht geworden zu sein. Kay Voigtmann (*1968) hat einen Kosmos grotesker, anatomisch unmöglicher Figuren in der Überzeugung geschaffen, dass für ihn „alles Formvollendete ... etwas Fern-Unwirkliches und Unmenschliches“ (249) hat. – Zum Fürchten ist der zähnefletschende Mann auf dem Cover von 2011, dem eine großartige Zeichnung von Horst Sakulowski (*1943) zugrunde liegt. Der Künstler, der auch als Grafiker und Maler Meriten erworben hat, ist ein überragender Könnler – und in Westdeutschland viel zu wenig bekannt. – Prominenter hingegen ist Max Uhlig (*1937), der Landschaften und Köpfe aus einem dichten Geflecht aus Linien entwickelt; seine Glasfenster für die St.-Johannis-Kirche in Magdeburg (2014-2017) haben breite Resonanz gefunden.

Die lebendigen Texte mit den vielen Abbildungen machen die „Ateliergespräche“ zu einem ebenso lesens- wie sehenswerten Buch. Wer Lust auf weitere schöne Bücher hat, dem sei ein Blick in Jens-Fietje Dwars' Buchreihe „Ornament“ (<http://edition-ornament.de/>) ausdrücklich empfohlen.

Thomas Menges

Anita und Günter Lichtenstein Stiftung (Hg.)

Michael Morgner
Existenzbilder

Altenburg: E. Reinhold Verlag, 2023

104 Seiten mit farb. Abb.

19,80 €

ISBN 978-3-95755-082-8

Der Zeichner, Grafiker, Maler, Stahlbildhauer und einstige Aktionskünstler Michael Morgner kann auf ein reiches und vielfältiges Werk zurückblicken. Er bekam mehrfach wichtige Preise wie den Kunstpreis zu Ehren von Karl Schmidt-Rottluff. Anlässlich seines 80. Geburtstags wurde er 2022 u.a. mit einer fulminanten Retrospektive der Kunstsammlungen Chemnitz und einem opulenten Werkverzeichnis seiner Bilder und Plastiken gewürdigt (s. <https://www.eulenfisch.de/literatur/literaturmagazin/literaturmagazin-01-2023/#tab-3>). In diesen Kontext gehört auch das von der „Anita und Günter Lichtenstein Stiftung“ (Göpfersdorf) herausgegebene Buch.

Das Ehepaar Lichtenstein hat die bedeutendste private Sammlung moderner mitteldeutscher Kunst zusammengetragen; sie umfasst etwa 10.000 Zeichnungen, Grafiken und Gemälde, die auf der Website <https://www.lichtenstein-stiftung.de/> eingesehen werden können. Darunter befinden sich etwa 280 Werke Morgners; davon sind 100 – zwischen 1967 und 2019 entstandene – Arbeiten im vorliegenden Band abgebildet. Hinzu kommen ein persönlicher Beitrag von Günter Lichtenstein über seine Freundschaft zum Künstler (5 f) sowie eine kundige Einführung von Britta Milde in dessen Werk (7-13); Übersichten zu Biografie und Ausstellungen runden das sorgfältig edierte Kunstbuch ab.



Bereits als Student wusste er: „Es darf nicht aussehen wie DDR-Kunst“ – und wollte „etwas Neues machen, was es in der Kunst noch nicht gab“. Tatsächlich hat Morgner peu à peu ein unverwechselbares Figurenvokabular entwickelt und ungewöhnliche künstlerische Techniken erprobt. Sein Figurenvokabular besteht zum einen aus anthropomorphen Gestalten wie dem (aufrecht) „Schreitenden“ und – als Gegenfigur – der (geduckten) „Angstfigur“; es gibt „Schwebende“, „Aufsteigende“, „Fallende“, „Gekreuzigte“ und Totenköpfe. Britta Milde beschreibt sie als „lineare Gerüste aus Sehnen und Knochen“ (7). Ergänzt werden diese um geometrische Figuren wie Dreieck, Kreuz und Pfeil sowie Buchstaben wie A, Z, KZ oder Ecce homo. Diese Formen erzählen keine Geschichten, es sind vielmehr Chiffren bzw. Sinnbilder menschlicher Grundsituationen. – Morgners Bildwerke sind weder gegenständlich noch ungegenständlich, sondern bewegen sich zwischen Figuration und Abstraktion.

Eine seit 1977 praktizierte Technik ist die Lavage, die sich einer zufälligen Entdeckung verdankt: Eine ins Meer geworfene und wieder angeschwemmte Tuschzeichnung wies nach der Trocknung bizarre Formen in unzähligen Grau- und Schwarzabstufungen auf. Die Lavage ist ein Verfahren, bei dem mit einem Wasserstrahl die auf dickem Papier aufgetragene Tusche ausgewaschen wird; das eingefärbte getrocknete Papier bildet – ähnlich einem Palimpsest – die Vorgabe für die weitere gezielte Gestaltung. – Morgners Bildwerke bewegen sich zwischen Zufall und künstlerischer Intervention.

Immer wieder variiert er ein Leitmotiv, auf das der Buchtitel „Existenzbilder“ anspielt: die Verletzlichkeit unserer menschlichen Existenz. Morgner wurde von schwerer Krankheit getroffen und hat den Verlust geliebter Menschen erlitten. Er hatte die Kraft, dem Tod seiner 1986 an Krebs verstorbenen ersten Frau in eindringlichen Arbeiten künstlerischen Ausdruck zu geben (s. 100). In einem Gespräch stellt er 2012 heraus: „Der Tod ist mir sehr nahegekommen. Das hinterlässt Spuren, für die ich intuitiv Formen finde, die mich selbst oft überraschen. Sie sind der Grundton meiner Arbeit geworden.“

Die Fragilität menschlichen Daseins thematisiert Morgner mit Bezug auf das Christentum. Er gibt Bildern und Mappen Titel wie „Reliquie“ oder „Requiem“. „Schweißtücher“ nennt er figürlich bedruckte zarte Seidenblätter (s. 59). Das Motiv „Ecce homo“ (s. 40, 91, 54f, 86-89, 98) beschäftigt ihn seit 1984, wobei er die Passion Jesu (Joh 19,5) zu einem Bild der *Conditio humana* verallgemeinert: Jesus Christus gilt ihm als der Inbegriff des leidenden Menschen. Man sollte sich allerdings vor dem Missverständnis hüten, Morgners Arbeiten als „religiöse Kunst“ zu bezeichnen; aber viele sind offen für religiöse Deutungen und haben deshalb im kirchlichen Raum einen gültigen Ort gefunden.

Dass er nach wie vor produktiv ist, erfreut die Freunde seiner ganz und gar nicht gefälligen Kunst.

Thomas Menges

Cornelia Steinfeld
Trauer in Formen und Farben

Regensburg: Schnell & Steiner Verlag, 2023
96 Seiten m. farb. Grafiken
20,00 €
ISBN 978-3-7954-3848-7

„Trauer in Formen und Farben“ ist bereits das zweite Buch, das Cornelia Steinfeld in diesem Format veröffentlicht. In einem Interview erklärt sie seine Entstehung: Am Anfang dieses Buches standen Stichworte, die ihr zu Trauer eingefallen sind. Trauer ist nicht nur ein episodisches Gefühl, sondern eher so etwas wie eine Atmosphäre, zu der verschiedene Gefühle gehören: Angst, Wut, Verzweiflung, Liebe, Trost; aber auch verschiedene Haltungen und Werte: Akzeptanz, Geduld, Liebe; und Situationen: Abschied, Einsamkeit, Auferstehung, Neubeginn und Ewigkeit. Zu diesen Stichworten hat sie dann Bibeltexte ausgesucht und illustriert sowie verschiedene Autorinnen und Autoren gebeten, sich ein Bild auszuwählen für einen Impuls. Mit beiden Büchern hat sie ein Format entwickelt, das Auge, Geist und Körper zugleich anspricht, und deshalb lohnt es sich, hier darauf aufmerksam zu machen, wie die beiden Bücher ihre Leserin und ihren Leser unwillkürlich in einen Prozess der Betrachtung hineinnehmen.

Cornelia Steinfeld lässt in beiden Büchern ihren selbstbewussten Ansatz als Grafikdesignerin erkennen. Grafik kommt von dem griechischen Verb *graphein*. Es wird oft mit „schreiben“ übersetzt. So wird zum Beispiel die Bibel als *hā graphā* – „die Schrift“ – bezeichnet oder auch als *graphai agiai* „heilige Schriften“. Das Verb *graphein* meint aber auch im heutigen Griechisch noch mehr als das bloße Schreiben, es bedeutet genauso zeichnen oder malen, also etwas bildlich darzustellen. Eine Ikonenmalerin „schreibt“, so heißt es aus dem Griechischen, auch wenn wir eigentlich sagen würden: „Sie malt“. Bei ihrem „Malen“ ereignet sich aber ein komplexer Vorgang, denn sie versucht, ein lebendiges Geschehen so in das Bild einzufangen, dass die Kraft, die in dem Geschehen liegt, beim Betrachten wieder spürbar wird. Um es anders zu sagen: Wenn sie eine Ikone der Auferstehung Jesu „schreibt“, dann schreibt sie



die Kraft der Auferstehung so in ihr Bild ein, dass die Betrachtenden sie spüren und aus dieser Kraft heraus leben können.

Cornelia Steinfelds Grafiken sind trotz ihrer strengen Elementarisierung auf einfachste Formen und wenige Farben eigentlich zeitgenössische Ikonen: Sie holen die ursprüngliche Kraft eines Ereignisses in das Bild herein, so dass die Leserin und der Leser sie beim Betrachten wieder spüren können. Es entsteht eine neue Kraft, weil der Ausdruck in der Grafik neue Assoziationen freisetzt. Ein Beispiel: Eine Grafik in „Die Bibel in Formen und Farben“ zeigt unter einem breiten hellblauen Himmelsfeld zwei große, bedrohliche dunkelblaue Wellen rechts und links. Sie wölben sich aber nicht gefährlich nach innen in die Bildmitte, sondern nach außen weg, so als wollten sie dem Raum in der Mitte Schutz geben. In der Mitte der beiden Wellen öffnet sich ein Spalt, in dem der hellblaue Himmel einen braungrauen Weg berührt, der von unten auf diesen Spalt

zuläuft. Auf diesem Weg bewegen sich viele kleine und größere Punkte in Richtung Himmelsspalt. Jetzt habe ich bereits interpretiert, denn der Titel „Mose teilt das Meer“ und der Bibeltext aus Ex 14 daneben geben mir diesen Schlüssel zur Deutung mit. Die Grafik kann mich direkt in das Geschehen hineinnehmen: In den kleinen, schmalen Spalt, durch das die kleinen lebendigen Kreise wie Brausekugeln in Richtung Himmel aufsteigen. Mose streckt eigentlich nur seine Hand aus, aber Gott teilt das Meer, so dass inmitten von Wellen ein Spalt entsteht, in dem Leben möglich ist. Was Gott hier tut, tut er an vielen Stellen der Bibel, gleich am Anfang. Gott trennt die Chaoswasser, dass darin Raum zum Leben entsteht, und er lässt so Wasser und Leben auf dem Trockenen nebeneinander entstehen. Cornelia Steinfelds Grafik lässt die Energie dieses Ereignisses lebendig werden für unser heutiges Ringen: Wird diese Generation die menschengemachten Dynamiken, die die Erde zerstören, mit Gottes Hilfe noch einmal bewältigen können, so dass allen Raum zum Leben bleibt?

Beim Betrachten der Grafiken werden die Lesenden in Steinfelds Büchern in einen Dialog zwischen Bibeltext und Bild hineingenommen. Dazu tritt dann noch jeweils als Drittes der Impuls. Aus diesen dreien entsteht ein Kraftfeld, das den Bibeltext in die Erfahrungswelt der Leserinnen und Leser eintreten lässt. Zu dem Stichwort „Zuhören“ gehört etwa ein Bibeltext aus dem Buch der Sprichwörter: „Mein Sohn, achte auf meine Worte, neige dein Ohr meiner Rede zu! Lass sie nicht aus den Augen, bewahre sie tief im Herzen! Denn Leben bringen sie dem, der sie findet, und Gesundheit seinem ganzen Leib.“ (Sprw 4,20–22) Zuhören erfordert nicht nur das Ohr, sondern eine innere Achtsamkeit des Herzens, die alle Sinne mitbestimmt. Der Bibeltext ist eine Mahnung eines Weisheitslehrers an seinen Schüler mit einem deutlichen hierarchischen Gefäl-

le: Der Schüler, achtungsvoll „Sohn“ genannt, soll hören, der Lehrer spricht. Steinfelds Grafik aber drückt das Zuhören mit zwei gleichgroßen Dreiecken aus, einem weißen und einem schwarzen, die einander in der Mitte berühren. So bilden beide eine gemeinsame Form, ein Prisma. Zuhören ist – so der Impuls der Grafik – mehr als das passive Aufnehmen eines Hörenden. Es ist eine Kommunikation, in der beide, die sprechende Person und die hörende Person, mit gleichen Teilen Anteil haben. Das sagt auch die Kommunikationsforschung: Zuhörende prägen durch ihr Zuhören die Rede der Sprechenden, geben ihr Leben und Gestalt. Im Impuls schreibt Berno Simon berührend von einem Gespräch mit seiner demenzkranken Mutter. Steinfeld erklärt: Man könnte das so deuten, dass das weiße Dreieck den Sohn präsentiert, der im Jetzt und bewusst lebt, und das dunkle die Mutter, deren Bewusstsein langsam dahindämmert. Der Impuls endet aber: „Sie ist meine Mutter, auch wenn sie es vergisst. Und das Herz wird nicht dement.“ Ihre Begegnung schenkt beiden trotz unterschiedlicher Achtsamkeit eine Gemeinschaft, die durch lange Jahre gegenseitigen Zuhörens gewachsen ist und sich dem Herzen nicht mehr nehmen lässt.

Auch da, wo die Gefühle der Trauer beklemmend sind und bleiben, zeigt sich in den Dreiecken zu Steinfelds Grafiken denn auch oft ein Lichtblick, der Hoffnung machen kann. Die Grafik zu Einsamkeit zeigt vier weiße Punkte, drei am Bildrand gleichsam das Feld verlassend, einer eingeschlossen inmitten eines großen schwarzen Vierecks. Zum Grün drumherum hat der weiße Punkt in seinem schwarzen Kasten jeden Kontakt verloren. Als Bibeltext dazu hat Steinfeld die Angsteinsamkeit Jesu im Garten von Getsemani ausgesucht (Mk 14,32–42). Grafik und Bibeltext beengen beim Anschauen und Lesen. Der Impuls dazu gibt ein Gespräch mit dem 9-jährigen Valentin Steinfeld wieder, und auf die letzte Frage

Barbara Klemm
Frankfurt
Bilder

Göttingen: Steidl Verlag, 2023
264 S. mit s/w Fotografien
40,00 €
ISBN 978-3-966999-270-8

„Was tust du denn, wenn du so fühlst?“ erscheint da die Perspektive eines Auswegs: „Ich gehe zu Freunden oder zu dir und erzähle davon. Dann ist das Gefühl nicht mehr so doll.“

Die Deutungsoffenheit und -vielfalt der Dreiklänge von Bibel, Grafik und Impuls zu jedem Bibeltext bzw. Stichwort ermöglichen die Bücher von Cornelia Steinfeld in vielen Feldern einzusetzen. Sie schenken Entdeckungsreisen in der Bibel genauso wie Wegbegleitung für Trauernde, Alltagsbewältigung für Seelsorgende wie neue Einblicke auch für Bibelprofis. Ebenso vielfältig sind ihre Bücher auch einsetzbar: als Gesprächsanregung in Bibelkreisen und Trauergruppen, als didaktisches Material in Unterrichtseinheiten in Schule und Universität oder als Gedankenankregung für die Vorbereitung der Predigt. Die beiden Titel „Die Bibel in Formen und Farben“ und „Trauer in Formen und Farben“ hören sich nach dem Beginn einer Reihe an. Es wäre den beiden Büchern zu wünschen, wenn sie bald ein nächstes an ihrer Seite haben. Geneigte Leserinnen und Leser finden sie bestimmt.

Ansgar Wucherpfennig

Übernahme mit freundlicher Genehmigung des GEORG. Magazin der Hochschule Sankt Georgen, Nr. 21 / 2023.

Da hat Jan Gerchow, der Direktor des „Historischen Museums Frankfurt“, eine wirklich ausgezeichnete Idee gehabt – nämlich Barbara Klemm, die für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ als Bildjournalistin die ganze Welt bereist hat, um eine Ausstellung ihrer Frankfurter Fotos zu bitten. Nach kurzem Bedenken, überhaupt genug Fotografien von Frankfurt geschossen zu haben, ist die Idee in der Ausstellung „Frankfurt Bilder“ im „Historischen Museum Frankfurt“ (9.11.2023 - 1.4.2024) und einem ganz vorzüglichen Bildband mit gleichem Titel Realität geworden. Das Buch enthält außerdem ein aktuelles Interview mit der Fotografin und den erneuten Abdruck eines schönen Essays der Schriftstellerin Eva Demski über Frankfurt aus dem Jahr 2006.

Die 1939 in Münster in eine Künstlerfamilie geborene Barbara Klemm – die Mutter war Bildhauerin, der Vater Maler und Professor – zieht es nach der Lehre in einem Karlsruher Fotoatelier mit 20 Jahren nach Frankfurt. In der „Frankfurter Allgemeinen“ arbeitete sie zunächst im Fotolabor und von 1970 bis 2005 als Redaktionsfotografin, wobei ihre Aufnahmen in der bis 2001 erschienenen samstäglichen Tiefdruckbeilage „Bilder und Zeiten“ große Bekanntheit erlangten. Wichtig war ihr dabei die Korrespondenz von Artikel und schwarz-weißem Foto.

Damit ist bereits ein wesentliches Merkmal ihres Schaffens benannt: Alle ihre Aufnahmen sind in Schwarz-Weiß. Schwarz-weiße Fotos, so Barbara Klemm, eignen sich besser als farbige, den Inhalt eines Zeitungsartikels zu transportieren; hinzu komme die optische Homogenität mit dem in Schwarz auf Weiß gedruckten Text. Zudem ermögliche das Changieren zwischen Schwarz und Weiß



viele Farben – was ihre Fotos eindrücklich bestätigen. Übrigens hat sie die Bilder der Ausstellung in der eigenen Dunkelkammer bearbeitet und vergrößert.

Kein Foto ohne Menschen – das ist ein anderes Merkmal der Frankfurter Bilder. Das Leben, das sich vor den Augen der Fotografin abspielt, verdichtet sich in dem von der Kamera festgehaltenen Augenblick. Der Eindruck des Fluiden hängt damit zusammen, dass sich Barbara Klemm ohne Stativ und Blitz auf das natürliche Licht verlässt und ganz auf ihr Gespür für Komposition und den „richtigen“ Augenblick vertraut.

Die über 230 Fotos stammen aus den Jahren 1964 bis 2022 und sind in 18 Rubriken von „Gemütlichkeit“ bis „Bühne und Baustelle“ gegliedert. Sie spiegeln den Glanz und das Elend der Stadt Frankfurt, die Eva Demski in ihrer nüchternen Eloge als „Welt-dorf“ bezeichnet (12-17). Barbara Klemm hat Fotos gemacht, mit denen sie über Frankfurt hinaus bekannt wurde und die inzwischen zum politischen Bildgedächtnis gehören wie der (bedrohliche) Saalschutz der NPD vor dem Cantate-Saal 1969, die Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg 1970 oder die Startbahn West 1981.

Sie stellt Menschen nicht bloß, sondern begegnet ihnen auf Augenhöhe: Das gilt für die anrührenden Porträts einfacher Menschen wie etwa einer selbstbewussten Putzfrau (1974) oder eines alten Mannes, der gerade das Essen auf Rädern wärmt (1978). Das gilt ebenso für bekannte Autorinnen und Autoren (wie Ingeborg Bachmann, Günter Grass oder Heinrich Böll), berühmte Künstler (wie Josef Beuys oder Andy Warhol) oder Superstars (wie Janis Joplin oder Alfred Hitchcock), die dem Betrachter als Menschen wie Du und Ich entgegentreten. Frankfurter Köpfe – die Protagonisten der „Frankfurter Schule“ Theodor Adorno und Max Horkheimer oder der „Neuen Frankfurter Schule“ des Humors wie Robert Gernhardt oder Hans Traxler – dürfen nicht fehlen. Einige Fotos – beispielsweise das von Joschka Fischer, der 1969 mit Schutzhelm auf einer Leiter vor der Universität sitzt – lassen einen schmunzeln.

Der Sport – insbesondere die Eintracht – fehlt, die Stadtpolitik kommt nur am Rande vor und von dem vielfältigen religiösen Leben der Stadt hat Barbara Klemm lediglich das „Jüdische Leben“, so der Titel einer Abteilung, eingefangen; dabei ist allerdings zu bedenken, dass sie nicht die für Frankfurt zuständige Fotografin war.

Last but not least gilt es, die besondere drucktechnische Qualität des Bildbandes zu loben: Erschienen ist das Buch im Göttinger Steidl Verlag, der neben dem Gesamtwerk von Günter Grass auch zeitgenössische Autorinnen und Autoren verlegt, aber insbesondere für die in der eigenen Druckerei hergestellten Fotobücher international bekannt ist. Es macht große Freude, die „Frankfurt Bilder“ zu betrachten.

Thomas Menges

Hartmut Rosa

When Monsters Roar and Angels sing
Eine kleine Soziologie des Heavy Metal
Metalbook, Vol. 1

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2023

187 Seiten m. s-w Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-17-042648-1

Muss man Hartmut Rosa vorstellen? Notwendig erscheint es nicht. Seit Jahren gehört er zu den gefragtesten Gesprächspartnern im deutschsprachigen Raum. Denn er gilt als jemand, der sich auch ohne das Sicherheitsnetz des Soziologenjargons souverän zu bewegen weiß, bei Bedarf aber auf akademische Sprachkonventionen zurückzugreifen vermag. Längst sind seine Bücher, auch und gerade die seitenstärksten, zu Impulsgebern für Politik und Wissenschaft geworden – nicht zuletzt für die Theologie. Einige ihrer Titel, zuletzt „Unverfügbarkeit“, haben geradezu den Rang geflügelter Worte gewonnen, mit denen man sich zu verstehen gibt, dass man den Geist unserer Zeit auf den Begriff zu bringen weiß. Und dennoch muss man Hartmut Rosa hier vorstellen. Bisher dürfte nämlich nur den wenigsten bekannt sein, dass er neben seinen Leidenschaften für Soziologie und Orgelmusik noch eine dritte besitzt, die sich – irritierenderweise – schlecht mit den beiden ersten zu vertragen scheint: Hartmut Rosa ist Heavy-Metal-Fan – und hat über jene Musik, die vielen nur als primitiver Krach, als intellektuell nicht satisfaktionsfähige Musik der Deklassierten erscheinen mag, nun ein Buch geschrieben. Es ist der erste Band der neuen Reihe „Metalbook“, dessen beide Nachfolger bereits erschienen bzw. angekündigt sind.

Hartmut Rosa wäre nicht derjenige, der er ist, wenn er ein Fanbuch über Heavy Metal vorgelegt hätte, wiewohl er sich schon im „Intro“ als Anhänger der Musikrichtung zu erkennen gibt. Sein Buch ist auch keine Autobiographie, die anhand der wichtigsten Stationen der eigenen musikalischen Sozialisation entfaltet wird, wiewohl es etliche autobiographische Verweise enthält und den Lieblingsbands – in Rosas Fall etwa Iron Maiden und Black Sab-



bath – sogar die „Zeugenschaft“ der eigenen Lebensgeschichte“ (57) bescheinigt. Hartmut Rosa hat vielmehr ein Buch geschrieben, in dem Theorie und Erfahrung, Wissenschaft und Populärkultur auf glückliche Weise zusammenfinden. In den neun Kapiteln des Buches, das wie ein Musikalbum neben dem Intro auch ein Outro bietet, versucht sich Rosa nicht nur an einer cursorischen musikhistorischen Einordnung des Heavy Metal und einer Analyse der Hörerschaft, sondern es geht ihm darüber hinaus um Grundsätzliches: um die Korrelation der Resonanztheorie mit dem musikalischen Erlebnis und damit auch um einen Lackmustest. Dass es ihm dabei gelingt, weitgehend auf Fachjargon zu verzichten und die Resonanztheorie leicht nachvollziehbar vorzustellen, ist nur eine der Stärken des Buches. Eine weitere, keineswegs selbstverständliche Stärke besteht darin, dass sich Rosa im Heavy Metal bestens auskennt. Wer jemals die fehlerhaften Beiträge mancher Autoren über Heavy Metal inklusive ihres bildungsbürgerlichen Naserümpfens ertragen musste, weiß diesen Umstand sehr zu schätzen. Sachliche Fehler sind in dem Buch deshalb nur wenige zu finden (Iron Maidens Live-Album und Video „Rock in Rio“ dokumentiert z.B. den Abschluss der Welttournee zum „Brave New World“-Album und nicht der „The Final Frontier World Tour“). Sie sind so marginal, dass man konstatieren darf: Hier schreibt je-

mand, der weiß, worüber er redet. Mehr noch: Hier schreibt jemand, der es versteht, das musikalische Hörerlebnis begrifflich zu fassen und dessen subjektive Bedeutung auf phänomenologische Art präzise zu beschreiben und einleuchtend als Resonanz Erfahrung zu deuten.

Dazu drei Beispiele: Den Konzertauftritt, das plötzliche, oft von pyrotechnischen Effekten theatralisch begleitete Erscheinen der Musiker auf der Bühne, deutet Rosa in überzeugender Weise als „Epiphanie“: als religiöse Erfahrung, die „Erfahrung einer ‚resonierenden‘, lebendigen, atmenden Rückgebundenheit an das Leben, das Weltganze“ (23). Ebenso überzeugend ist, dass er im festen Rhythmus der Metal-Musik ein Gerüst erkennt, das den Hörenden das Gefühl ontologischer Sicherheit verleiht und ihnen gleichzeitig ermöglicht, Neues aufzunehmen, ontologisch gesprochen: sich auf das „Schwankendwerden des Untergrundes“ einzulassen (95). Die verzerrten Gitarren der Metalmusiker schließlich deutet Rosa als beschädigte ‚natürliche‘ Klänge, die die Erfahrung der Entfremdung in der Industriegesellschaft ästhetisch verarbeiten. Vielleicht könnte man hier sogar noch weiter gehen und die These aufstellen, dass die Gitarristen, die in den Anfangstagen oft aus der Arbeiterklasse kamen und in den Fabriken schufteten, den ohrenbetäubenden Maschinenlärm revolutionär aufwerteten, indem sie die hämmernden Drums, die galoppierenden Bassläufe und die schneidenden Gitarren zu einem ästhetischen Genuss erklärten.

Es wäre sicher nicht völlig abwegig zu behaupten, dass manches, was Rosa über den Heavy Metal zu sagen hat, auch auf andere Musikrichtungen zutrifft – etwa auf die Beats von Techno und Rap. Das gilt in vielerlei Hinsicht auch für jene „existentielle Transgression“ (15), die Rosa dem Metal als spezifisch attestiert. Was aber ist dann das Einzigartige am Metal im Vergleich zu anderer (populärer) Musik? Nun, dieses Eigentliche erkennt Rosa in der (spirituellen) Ambivalenz des Metal, von der auch der Titel seines Buches zeugt. Im Metal drehe sich alles um die „gefühlte Begegnung mit einer Macht oder einer Wirklichkeit, die über einen selbst hinaus geht; sei sie gut oder böse.“ (Ebd.) Der Zusatz ist entscheidend. Für Rosa ist der Heavy Metal eine Mu-

sikrichtung, in der es um die „letzten Dinge“ geht. Doch als musikalisches Genre schlägt sich der Metal nicht durchweg auf die Seite des Bösen, der Monster und Teufel, was man angesichts martialischer, z.T. abstoßender Texte und Cover vermuten könnte. Der Metal mit seinen unzähligen Subgenres, manchmal sogar ein und dieselbe Band, ist nicht festzulegen. Er macht die Widersprüche der Welt sichtbar, ohne sie aufzulösen; er erzählt von den oft verdrängten Schattenseiten des Lebens und doch auch vom Guten: von Gott, Engeln, Liebe und Frieden (so etwa im Doom und White Metal). Rosa ist diese Einsicht so wichtig, dass er sie bildlich ausdrückt: Es ist „das gleichzeitige, unkontrollierbare Brüllen der Monster und das Jubilieren der Engel, welche die Essenz des Metal definieren“ (76). Diese These hat sehr viel für sich, zumal wenn man an die im Metal häufige Kombination von scheinbar Unvereinbarem denkt: von glockenhellem, fast opernhafem Gesang oder tiefem Grollen, filigranen Soli und tiefergestimmten, sägenden, gelegentlich verstörenden Riffs. Auch die Gender-Fluidität der Bands und Texte, das Zugleich von protzender Männlichkeit und langen Haaren, ja mitunter sogar femininer Attitüde, zeigt, auf welche Erfahrung es im Metal ankommt: auf jene unverfügbare Erfahrung der Grenzüberschreitung, vermittelt im musikalischen Erlebnis.

Gewiss: Rosas Buch ist ein Nebenwerk. Gleichwohl macht es deutlich, dass der Heavy Metal für die Theologie, sofern sie sich auch als Kulturwissenschaft versteht, ein lohnendes Arbeitsfeld darstellt. Für die Religionspädagogik erscheint die Auseinandersetzung mit dem Heavy Metal einträglich – nicht zuletzt, weil er die einzige populäre Musikrichtung ist, in der Gott und Teufel, Tod und Gewalt, Transzendenz und Spiritualität in allen nur denkbaren Facetten eine zentrale, genrekstituierende Rolle spielen, noch dazu unabhängig vom persönlichen Bekenntnis oder dem Glauben überhaupt. Somit ist Rosas „Versuch einer Selbstdeutung aus Fansicht und Fanerleben“ (24f.) für andere spannend und kann ebenso sehr das theoretische Nachdenken wie das praktische Tun beflügeln. Auch wenn es nicht notwendig ist, dass Rosa sich uns als Metalfan vorstellt, inspirierend ist es in jedem Fall – und macht Spaß.

Alexander Schüller



Julian Nida-Rümelin / Klaus Zierer
Demokratie in die Köpfe
Warum sich unsere Zukunft
in den Schulen entscheidet

Stuttgart: Hirzel Verlag, 2023
197 Seiten
26,00 Euro
ISBN 978-3-7776-3372-5

Bei der Landtagswahl in Bayern erreichten CSU (37%) und Freie Wähler (15,8%) wieder eine Mehrheit, die AfD gelangte mit 14,6%, die Grünen mit 14,4% und die SPD mit 8,4% in den Landtag. Die Wähler mit hohem Bildungsabschluss hätten die Regierung Söder/Aiwanger hingegen abgewählt (31+11%) und der AfD ein Drittel weniger Stimmen gegeben, dafür den Grünen 27 und der SPD 9 Prozent. Es liegt dem hier anzuzeigenden Werk zwar fern, seine nach separaten Vorworten miteinander verbundenen demokratie- und bildungstheoretischen Texte parteipolitisch oder auf formale Bildungsabschlüsse zu fokussieren, doch den grassierenden Populismus verstehen sie als Gefahr für die Rationalität der liberalen Demokratie. Ihr Haupttitel mag etwas nach „Nürnberger Trichter“ klingen, doch ihr Plädoyer für mehr Persönlichkeits- und politische Bildung hat hohe Plausibilität.

Demokratie realisiere sich entgegen einem „gefährlichen Irrtum“ nicht schon dann, „wenn sich die jeweilige Mehrheitsmeinung durchsetzt“, sondern sei als „Form kollektiver Selbstbestimmung“ zugleich „Prozess und Ergebnis“, „Lebensform, die sich dynamisch entwickelt“. International falle auf: Ein niedriges Bildungsniveau gehe mit geringer Wahlbeteiligung einher und mache Menschen „gerade in Krisenzeiten zum Spielball von Demagogen“. Dabei gerieten die drei Säulen der Demokratie: „individuelle Freiheitsrechte, institutionalisierte Solidarität und eine Zivilkultur des Respekts und der Anerkennung“ unter Druck. Die für moderne Demokratien konstitutive Verbindung von Freiheit und Gleichheit werde von fünf Strömungen ideologisch attackiert: „Die Libertären akzeptieren nur die Freiheit, die Kommunisten nur Gleichheit, die Non-Egalitären wollen Freiheit und Gleichheit durch Solidarität er-



setzen, die Multikulturalisten verabschieden die humanistischen Grundlagen der Demokratie in Gestalt eines pluralistischen Kollektivismus und die Identitären in Gestalt eines monistischen Kollektivismus“.

Grenzen zeigen die Autoren auch Kommunitaristen auf, deren legitimes Anliegen, den Zusammenhalt zu stärken, nicht in Konflikt zur Freiheitlichkeit, zur „wechselseitigen Anerkennung autonomer Lebensgestaltung“ bringen dürfe. Andererseits wird auch der „kulturelle Minimalismus liberaler politischer Theorie“ zurückgewiesen zugunsten der Annahme eines „kulturellen Fundaments“ und „normativen Konsenses“ der Demokratie, der mehr sei als bloßer „Verfassungspatriotismus“. Von linker und liberaler Kritik am „Leitkultur“-Begriff distanzieren sich die Autoren hier vorsichtig, binden diesen aber an „humanistische Wertorientierungen“.

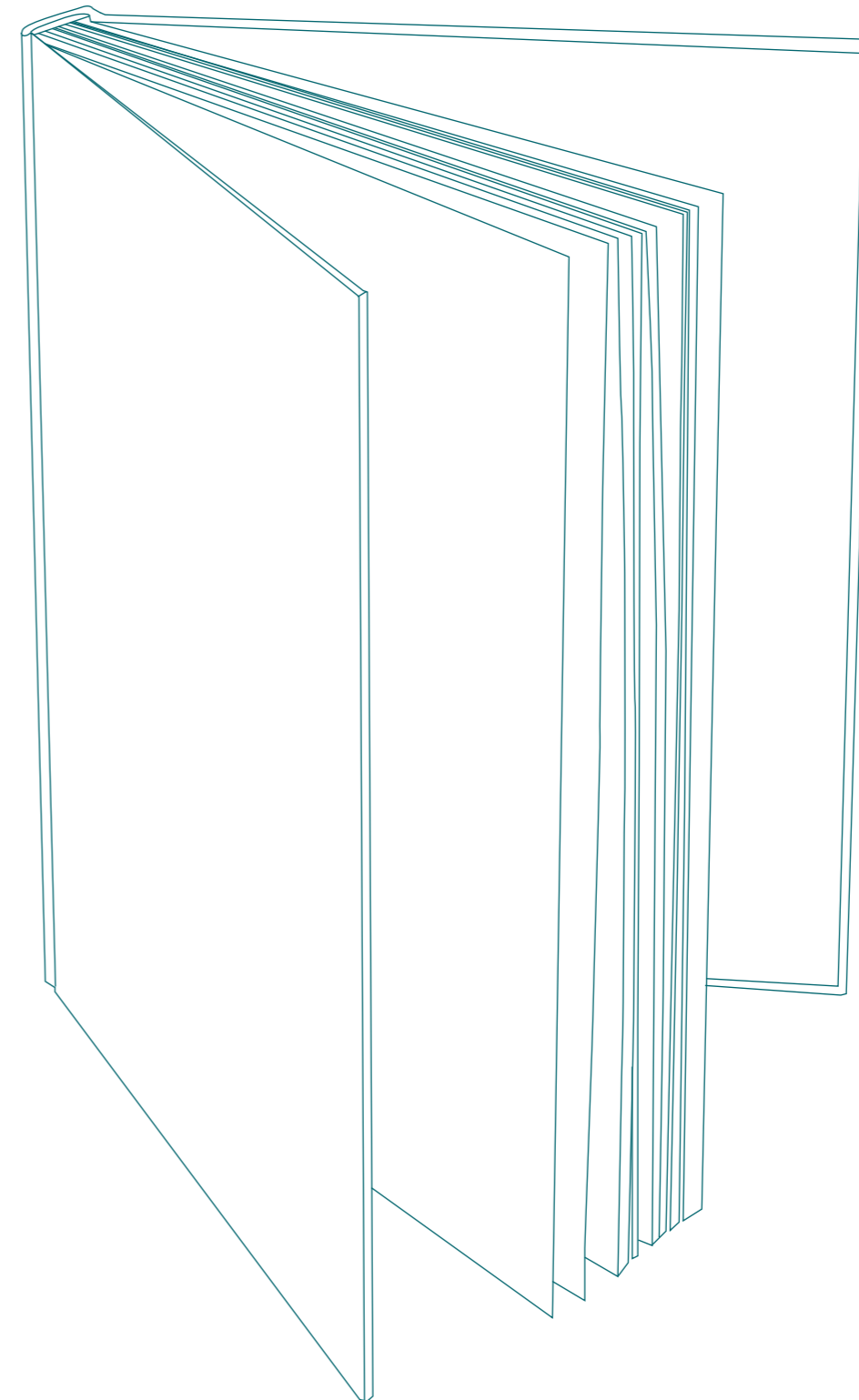
Säkularisierung als „Bedingung demokratischen Friedens“ dürfe nicht mit der Bekämpfung von Religionen und mit atheistischer Indoktrination verwechselt werden.

Weniger austariert ist die Kritik: „Pessimistische Anthropologien sind antidemokratisch“; Menschen sind vielmehr empathiefähig, kooperativ und „auch ohne eigene Vorteile zu erwarten, hilfsbereit und rücksichtsvoll“. Zu optimistische Anthropologien führten schon in Diktatur – deshalb ja die Gewaltenteilung, eine Frucht anthropologischer Skepsis.

Mit Jürgen Habermas betrachten die Autoren „Soziale Medien“ als „Zäsur, vergleichbar mit der Einführung des Buchdruckes“, mit „möglicherweise auch disruptiven Auswirkungen“. Durch Analyse und Programmierung von Nutzerpräferenzen bestimme nicht die Vielfalt an Meinungen den Diskurs, „sondern die ewige Wiederkehr des Gleichen“ in Kommunikationsblasen. Dabei drohe Verrohung und Zerstörung der Debattenkultur. So sei es „ein verfassungsrechtliches Gebot, eine Medienstruktur aufrecht zu erhalten, die den inklusiven Charakter der Öffentlichkeit und den deliberativen Charakter der öffentlichen Meinungs- und Willensbildung ermöglicht“ (Habermas). Gegenüber jahrzehntelangen strukturellen Fehlentwicklungen im Bildungswesen: Abwertung nichtakademischer Bildung, „dysfunktionale Digitalisierung jugendlicher Lebenswelten“, Rückgang der Buchlektüre, Fokus auf mathematisch-naturwissenschaftlichen Kompetenzen, wirkt Nida-Rümelins Gewichtung der Pandemiepolitik überdimensioniert und mit dem Verdikt „Desaster“ irritierend scharf. Gerade das Bildungsideal würde doch sorgsame Abwägung mit anderen grundrechtlichen Schutzgütern und Sensibilität für Dilemmata einer Politik ohne Blaupause nahelegen?

Weniger klar positionieren die Autoren sich zu den Blockaden der „Last Generation“, deren Übergriffigkeit nur andeutungsweise im Kontext „Verletzung der Freiheit und Gleichheit aller Menschen“ erwähnt wird. Eindringlicher der Verweis auf die „hidden agenda“ von Antidemokraten. Das Ende der Weimarer Republik lehre Warnzeichen ernst zu nehmen, „die auf einen schrittweisen Zerfall der Demokratie hinweisen. Die politische Gegenwart ist leider geprägt durch solche Warnzeichen, und zwar in zunehmendem Maße“.

Andreas Püttmann



Engelbert Recktenwald
Wirklichkeitserschließendes Sollen

Baden-Baden: Karl Alber Verlag, 2023

157 Seiten

34,00 €

ISBN 978-3-495-99511-2

„Philosophieren aus Not“ habe ihn, so bekennt der Philosoph und Theologe Engelbert Recktenwald, zu dem zentralen Gedanken dieses Buches geführt. Krisenhaft hat der Kant-Kenner die Bekanntschaft mit der Transzendentalphilosophie erlebt, wie schon Hölderlin und Kleist, für die Kants Erkenntniskritik die vertraute Welt in einen unwirklichen subjektivistischen Schein zu verwandeln schien. Doch zugleich habe Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ zusammen mit der existenziellen Erfahrung des Gewissens bei ihm die Erkenntnis reifen lassen, dass im Sittengesetz und dem damit verbundenen „du sollst“ eine untrügliche Gewissheit zu finden ist. Sie ist unmittelbar und intuitiv, erfordert aber die freie Zustimmung der Person, die ihr Handeln danach ausrichten muss. Im Werk Anselms von Canterbury, dem Recktenwald eine umfassende Studie gewidmet hat, fand er die „wirklichkeitserschließende Kraft der Sollenserfahrung“ bestätigt und damit sogar den entscheidenden Schlüssel für die Beweiskraft des Anselm’schen Gottesbeweises. Diese einem zeitgeistigen ethischen Relativismus und Subjektivismus entgegenstehende Annahme einer untrüglichen moralischen Intuition begründet und verteidigt der Autor mit den Essays dieses Bandes.



So widerspricht er einer konsequentialistischen Ethik, die moralische Intuition nach einem Zwei-Ebenen-Modell nur bei banalen Alltagsproblemen für brauchbar hält, eine reflektierte moralische Entscheidung dagegen nach dem Maßstab des Interesses von Personen treffen will. Letztlich entziehe das dem berechtigten Widerstand gegen die fehlgehenden Interessen einer Mehrheit das moralische Recht und es sei dann „die lebensgefährliche Zivilcourage nicht moralisch, sondern töricht“. Hier schon nimmt Recktenwald die wichtige von Thomas Nagel getroffene Unterscheidung in eine Innen- und eine Außenperspektive auf. So wenig, wie die im Bewusstsein sich bildende Einsicht in die Geltung mathematischer oder logischer Sätze von außen psychologisch bestätigt oder erklärt werden kann, so wenig lässt sich die moralische Intuition als Innenperspektive von außen mit dem Hinweis auf Interessen oder Wünsche außer Kraft setzen.

Nagels grundlegender Aufweis, dass die Innenperspektive des Bewusstseins nicht naturalistisch auf neuronale Vorgänge im Gehirn reduziert werden kann, ist dann Gegenstand von gleich zwei längeren Kapiteln. Sie knüpfen einerseits daran an, führen aber andererseits in kritischer Würdigung des Nagel’schen Perspektivdualismus weiter zu einer theistischen Deutung des Bewusstseins, der Vernunft und der intelligiblen, also verstehbar geordneten Welt. Sie können nur in einer absoluten Vernunft, in Gott, ihren Ursprung haben, denn irgendwie mit Mentalem begabte Grundbausteine des Universums, wie Nagel sie panpsychistisch annimmt, wären stets auch kontingent, würden also auf einen anderen absoluten Ursprung verweisen, der es nicht ist.

Ähnlich wie Nagel, der zwar die Innenperspektive und die damit gegebenen rationalen und moralischen Schlüsse retten, aber Atheist bleiben will, gerät auch Jürgen Habermas’ Versuch einer Diskursethik ohne Metaphysik in ein unauflösbares Dilemma. Recktenwald zeigt, dass eine „kommunikative Vernunft“, basierend auf dem Selbstverständnis der Person, über „rechenschaftspflichtige Autorschaft“, also Freiheit zu verfügen, ohne Metaphysik nicht gegen den allumfassenden Anspruch des Naturalismus gesichert werden kann. Habermas lehnt zwar den naturalistischen Reduktionismus ab, kann aber nicht zeigen, wie Selbstbewusstsein und Freiheit ontologisch begründet sind. Eine Letztbegründung der Interessen, die mit seiner Diskursethik zum Ausgleich gebracht werden sollen, kann er nicht liefern. Die Frage nach dem Sinn kann er nicht beantworten.

Höhepunkt des Buches ist die Fundierung des Anselm’schen Gottesbeweises in der „Evidenz einer sittlichen Erfahrung“. Nicht aus logischer Stringenz ergebe sich die Beweiskraft der Argumentation, nicht aus dem angreifbaren Schluss von etwas Gedachtem auf etwas Existierendes, sondern aus dem richtigen Verständnis dessen, „was nicht größer gedacht werden kann“. Recktenwald begründet ausführlich unter Bezug auf „De veritate“, dass von Anselm mit „größer“ zugleich „besser“, also die Güte gemeint ist. Das Entscheidende ist dann die unmittelbare intuitive Schau des „höchsten, sich selbst rechtfertigenden Wertes“. Der kann, wie das in der sittlichen Erfahrung erfasste moralisch Gute, kein bloß Erdachtes sein. Gott als letzte sittliche Instanz ist die „Quelle aller Werthaftigkeit“ und das höchste Gute, sodass es unmöglich ist, seine Nichtexistenz zu denken.

Einen intellektuellen Leckerbissen hätte ich spontan dieses Buch genannt, wäre das behandelte Thema nicht so ernst, denn es geht um alles, um das Menschenbild, um die Verteidigung des Menschen als moralisch verantwortliche, freie und liebesfähige Person. Jeder, der sich fundiert an der Auseinandersetzung darum beteiligen will, sollte dieses Werk lesen.

Hartmut Sommer

Claudia Blöser
Immanuel Kant
Reclam 100 Seiten

Stuttgart: Reclam Verlag, 2023
102 Seiten m. s-w Abbildungen
10,00 €
ISBN 978-3-15-020704-8

Claudia Blöser ist Professorin für Philosophie mit Schwerpunkt Ethik an der Universität Augsburg und Schülerin des Frankfurter Philosophieprofessors und Kant-Spezialisten Marcus Willaschek. In der Reclam-Reihe „100 Seiten“ kann man in diesem Umfang etwas lernen über „Mücken“, „ABBA“, „Franz Kafka“ – und nun eben „Immanuel Kant“. Es gehört Mut dazu, sich dieser Aufgabe anzunehmen.

Claudia Blöser verfügt nicht nur über Mut, sondern auch über einen roten Faden. Nachdem sie den langen und entbehrungsreichen biografischen Weg Kants zu einer Professur und zur „Kritik der reinen Vernunft“, die er erst mit 57 schreibt, in knappen, aufschlussreichen Skizzen zeichnet, schlägt sie den Ton an, der im Gesamtwerk Kants wiederhallt: die Neugründung der Metaphysik, zentriert auf die Frage der menschlichen Freiheit. Die Kritik der reinen Vernunft wird unter das Motto gestellt, zu Unrecht beanspruchtes Wissen aufzuheben, um Platz für den Glauben zu gewinnen und einen Ausgleich zu schaffen zwischen Erfahrung und Verstand. Kant zeigt, wie die Zusammenarbeit zwischen Begriffsbildung und sinnlicher Wahrnehmung beschaffen sein muss, damit überhaupt Erfahrung möglich ist.

Betreibt die „Kritik der reinen Vernunft“ die Befreiung von unbegründeten Vorurteilen, so geht es in Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ um die Möglichkeit eines durch Freiheit bestimmten Handelns, die nur gegeben ist, wenn das Subjekt zwischen Gut und Böse durch Gebrauch der eigenen Vernunft unterscheiden kann. Da die Grundfähigkeit der Vernunft die Verallgemeinerung ist, müssen gültige Regeln den Verallgemeinerungstest bestehen.



Die „Kritik der Urteils kraft“ hebt Claudia Blöser als geniale Systematisierungsleistung heraus, gelingt es Kant doch, so unterschiedliche Themen wie die Ästhetik, die Biologie und das Verhältnis zwischen Natur und Freiheit aus einem Prinzip heraus zu behandeln, der Zweckmäßigkeit. Unter diesem Aspekt ist es möglich, in der Natur als ganzer eine Absicht zu erkennen, nämlich die Existenz eines freien moralischen Wesens.

In seinen späten Jahren konzentriert sich Kant auf politische Fragen wie die Bedingungen des „ewigen Friedens“. Neben die transzendente Hoffnung der praktischen Vernunft, dass das Missverhältnis zwischen Glückswürdigkeit und tatsächlicher Verteilung des Glücks von Gott ausgeglichen wird, tritt die Hoffnung auf ein Völkerrecht, das auf immer Kriege verhindert, und ein Weltbürgerrecht, das der Freiheit aller dient.

Kants aus heutiger Sicht unsägliche Äußerungen zur Rassenfrage und zur Gleichberechtigung der Frauen stellt die Philosophin unter die Forderung, dass die von Kant angestoßene Aufklärung nach ihm weitergehen muss, da man von ihm nicht Philosophie, sondern das Philosophieren lernt.

100 Seiten über Kant, das ist im besten Fall ein Appetizer, der Lust auf Lektüre der Originalschriften macht. In diesem Sinne funktioniert das vorgelegte Buch sehr gut. Philosophie- und Religionslehrer sollten es interessierten Lernenden zugänglich machen, denn man kann das Gesamtkonzept und die Einzeldarstellungen gut nachvollziehen. Lediglich im Referat der „Kritik der reinen Vernunft“ geht Detailverliebtheit ein wenig auf Kosten der Verständlichkeit und Kants lebenslanges Interesse an den Naturwissenschaften kommt m. E. zu kurz – obwohl Claudia Blöser Diplomphysikerin ist. Um es auf den Punkt zu bringen: Die „100 Seiten“ wurden sehr gut genutzt, um mit Kant bekannt zu machen.

Karl Vörckel

Luke Russell

Das Böse

Eine philosophische Spurensuche

Aus dem Englischen übersetzt von Michael Müller

Reclam Denkraum

Stuttgart: Reclam Verlag, 2023

156 Seiten

18,00 Euro

ISBN 978-3-15-011371-4

Der Autor, Philosophie-Professor an der Universität Sydney, publizierte diesen Text unter dem Titel „Being Evil“ in der englischen Originalausgabe anno 2020. In dankenswerter Klarheit exponiert der Verfasser gleich mit dem ersten Satz das Ziel seiner Erörterung: Existiert das Böse? Den halbwegs informierten Zeitgenossen überrascht diese Frage angesichts millionenfacher Grausamkeiten in der Weltgeschichte bis in die letzten Jahrhunderte mit Weltkriegen und Holocaust; aktuell ist das Böse mit dem Blick auf die Ukraine und auf Israel/Gaza doch mit den Händen zu greifen.

Luke Russel möchte im Kontext seiner Leitfrage zugleich klären, was der sprachliche Terminus „böse“ überhaupt bedeuten soll. Obwohl der Autor dies nie explizit benennt, ist er mit diesem Ansatz offensichtlich ein Vertreter der im angelsächsischen Bereich dominierenden Analytischen Philosophie, die in einem linguistic turn zunächst nichts über die Welt sagen, sondern darüber reden will, wie die gewöhnlichen Zeitgenossen über die Welt reden; Philosophie gerät damit zur Rede über die Rede von ... Sprache ist hierbei Gegenstand und Werkzeug der Philosophie zugleich. Auf diesem Hintergrund nimmt Russel in den Blick, was der common sense als Böses landläufig „bezeichnet“/„benennt“, wie der Begriff „verwendet“/„gebraucht“ wird. Dieser empirische Ansatz führt zu einer recht umständlichen und teilweise unübersichtlichen Besprechung von unzähligen Fallbeispielen auf Russels „Spurensuche“ (so ja der Untertitel).



Das erste Exempel, der Terrorismus, liefert keine Klarheit: Den einen „gilt“ er als Manifest des Bösen, andere „halten“ ihn für einen legitimen Freiheitskampf. Auch das nächste Beispiel, nämlich notorische Serienmörder, erbringt keine objektiven Kriterien, denn – anders als bei den Terroristen aus dem politischen Raum – „attestieren“ viele jenen eine Geisteskrankheit, also läge keine ethische Verantwortlichkeit der Täter vor. Der dritte Bereich bezieht sich auf Kriegsverbrechen und wird am Beispiel des Holocaust diskutiert; dafür „verwenden“ viele die Vokabel „böse“, ihnen „gilt“ dieser tatsächlich als Manifestation des Bösen. Russel wertet den Massenmord an den Juden schließlich als „an sich relativ unumstrittenstes Beispiel für böse Handlungen“ (22).

Er abstrahiert aus den drei genannten Phänomenen folgende Hauptcharakteristika: Diese Handlungen hält man für absichtliche Tötungen, für ethisch verwerflich, sie betreffen zahllose unschuldige Opfer und die Täter sind schuldig, weil verantwortlich für ihre Missetaten. Weitere Anläufe zur analytischen Begriffsbestimmung des Bösen liegen dann darin, dessen Eigenschaften über die Reaktion von Zeugen zu klären. Letztere „bestimmen“ böse Taten oft als Schrecken und Entsetzen Auslösendes, als Verhaltensweisen, von denen man sich nicht vorstellen könnte, diese selbst jemals zu tun. Der Autor räumt jedoch ein, dass solche reaktionsabhängigen Beispielbestimmungen kontextabhängig seien. Ein weiterer Anlaufversuch: Bestehen die gesuchten Charakteristika in der psychischen Verfasstheit der Täter, etwa wenn Untaten von Böswilligkeit oder sadistischer Lust geprägt sind? Doch auch hierbei konzidiert Russel, dass es gegen diese Perspektiven wichtige Einwände gibt.

Schlussendlich gesteht der Autor, dass in den immer wieder neuen Anläufen zur gesuchten Definition diese an „Griffigkeit“(100) verloren habe, und präsentiert als Begriffselemente: Ein Handeln sei dann „böse“, wenn einem Opfer Unrecht mit extremen Nachteilen geschehe durch einen Täter, der dafür verantwortlich und dadurch schuldig sei.

Summa summarum ist ein solches Ergebnis der Erörterung eher dürftig; man hätte solche Begriffselemente auch nach einem Brainstorming mit Passanten einer Fußgängerzone zusammenstellen können. Fehlende Stringenz und Substanz dieser Spurensuche sind u.a. dem mangelnden Einbezug gewichtiger philosophischer Positionen der Philosophie(-geschichte) geschuldet – daran ist bei einem solch klassischen Thema ja weiß Gott kein Mangel. De facto bezieht sich Russel jedoch im gesamten Werke jeweils nur kurz und ohne substantielle Auswertung auf: Thomas von Aquin (8), Wittgenstein (9), Augustinus (71) und Aristoteles (128); lediglich Hannah Arendt wird ausführlicher diskutiert. Neben unzähligen Exempeln widerwärtiger realer Krimineller werden (zu) viele fiktive Beispiele aus Fantasy, Science-Fiction und Horrorfilmen bemüht, z.B: Harry Potter, Dr. Evil, Krieg der Sterne, Game of Thrones und Heavy-Metal-Musikstücke. Unterm Strich: Ein Buch für Alle und Keinen?

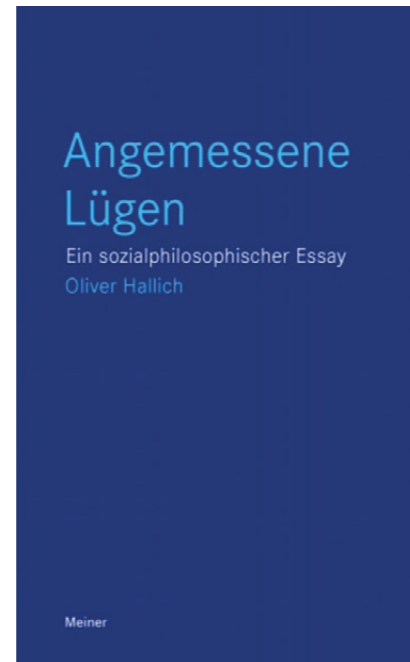
Gustav Schmitz

Oliver Hallich
Angemessene Lügen
Ein sozialphilosophischer Essay

Hamburg: Meiner Verlag, 2023
149 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-7873-4404-8

Oliver Hallich kündigt eine eigene Theorie an, die auf die Frage nach der moralischen Erlaubtheit des Lügens antworten soll. Dabei weist er die Auseinandersetzung mit moralphilosophischen Positionen (deontische, konsequentialistische) mit dem Argument zurück, diese würden im Grundsätzlichen verbleiben und deren Vertreter würden ihre Prämissen nur noch bekenntnishaft wiederholen. Stattdessen schlägt er eine „Entmoralisierung“ der Frage nach der „moralischen Erlaubtheit des Lügens“ vor. Der wesentliche Aspekt seines Ansatzes ist die Betrachtung der Bedeutung des Handelns allgemein und der Lüge im Besonderen für die Beziehung der Betroffenen in soziologischer Hinsicht.

Interpersonale Handlungen werden deshalb zunächst unter dem Aspekt betrachtet, dass sie etwas für die Art der Beziehung bewirken, dass sie diese „definieren“. Diese „Definition“ wird als unabhängig von den Intentionen und Auffassungen der Betroffenen verstanden und erhält ihre Bestimmtheit durch den gesamtgesellschaftlichen Kontext (kollektive Intentionen). Eine Lüge ist nach Hallich ein Sprechakt, der gegenüber dem Adressaten etwas verdeckt, insbesondere die dadurch vorgenommene Beziehungsdefinition, dem eine Täuschungsabsicht der lügenden Person zugrunde liegt und der die Beziehung als „Gegnerschaft“ definiert. Der Begriff der Gegnerschaft umfasst hierbei das Konkurrenzverhältnis in einem Spiel bis hin zur Feindschaft. Die Lüge bewirkt dadurch Gegnerschaft, dass mit einer Lüge Einfluss auf das Handeln der belogenen Person genommen wird, insofern deren Wollen so beeinflusst wird, so dass diese Person etwas anstrebt, was sie eigentlich nicht will („Angriff auf ihre Autonomie“).



Um sein Entmoralisierungsprogramm bezüglich der Lüge umzusetzen, ersetzt Hallich den Begriff der Erlaubtheit durch den der Angemessenheit. Er versteht hierbei das Lügen als eine „moralisch neutrale“ Handlung. Das, woran die Lüge bemessen werden soll, ist der Beziehungsstatus der beteiligten Personen. Für Hallich ist eine Lüge sozial angemessen, wenn die durch die Lüge definierte Beziehung (Gegnerschaft) mit der tatsächlichen Beziehung übereinstimmt, wenn die Gegnerschaft also besteht. Damit nicht jede Lüge als angemessen verstanden wird, muss er die definierte und die bestehende Beziehung voneinander unterscheiden. Er tut das, indem er die Auffassungen der Beteiligten über die Beziehung zwar als für die tatsächliche, nicht aber für die definierte Beziehung als relevant erklärt. Damit Angemessenheit und Unangemessenheit nicht als wertende Urteile verstanden werden, müssen normative Sätze in deskriptive transformiert werden. Wertende Urteile über Lügen, ungeachtet deren Angemessenheit – Hallich spricht von „lößlichen“ und „moralisch bedenklichen“ Lügen – können anhand der Motivation getroffen werden. Sein Maßstab ist

das Vorhandensein altruistischer Motive. Als unangemessen werden Lügen hier dann verstanden, wenn die Gegnerschaft von Seiten der belogenen Person nicht vermutet wird, sie also arglos ist und die Beziehung deshalb nicht als Gegnerschaft auffasst.

Im Weiteren geht Hallich auf Lügen in Nahbeziehungen ein, in denen die Differenz der Auffassungen der Beteiligten über die Beziehung besonders groß ist. Da er aber keine moralischen Urteile zulassen will, sind auch in diesen Beziehungen Vorwürfe dem Lügenden gegenüber unangebracht.

In den letzten Kapiteln werden Sprechakte unter dem Aspekt des Verhältnisses von Lüge und Täuschung betrachtet. Eine Täuschung, die nicht durch das inhaltlich Gesagte, sondern durch den Gestus initiiert wird, lässt Hallich nicht als Lüge gelten, ebensowenig, wenn die Absicht realisiert werden soll, durch Verschweigen relevanter Informationen ein falsches Verständnis hervorzurufen. Schließlich werden Situationen beschrieben, in denen Hallich meint, die belogene Person durchschaue die Lüge zwar, akzeptiere sie aber dennoch, wolle also belogen werden und sei damit auch nicht getäuscht worden.

Dieser Essay enthält eine Vielzahl von Beispielen, anhand deren Hallich sein Verständnis der Lüge und deren Angemessenheit illustriert. Auch wenn manche Deutungen fragwürdig sind, so eröffnet dies doch ein für die Thematik interessantes Feld. Der Begriff der Lüge hätte aber hinreichend geklärt werden müssen, wenn man darüber eine Theorie entwickeln will. Er ist sehr weit, umfasst er doch eine Finte in einem Spiel bis hin zu einem schweren Betrug. Eine einigermaßen klare Unterscheidung zwischen einer Lüge und einem Irrtum bzw. einem Missverständnis wird nicht vorgenommen. Die Lüge als einen Sprechakt zu bestimmen, der verdeckt ist, mit Täuschungsabsicht vollzogen wird und Gegnerschaft „definiert“, kann Hallich deshalb nicht als hinreichend verstehen, da unter den Begriff sonst auch eine bewusste Täuschung durch Weglassen von Informationen, die bezogen auf die bekannten Intentionen des Angesprochenen relevant sind, fallen müsste, was von Hallich aber nicht als Lüge beurteilt wird. In der Deutung der Beispiele zeigt sich, dass aus dem komplexen Kontext kommunikativer

Handlungen wesentliche Aspekte unberücksichtigt bleiben. So ist es durchaus relevant, ob die Schilderung eines Ereignisses in einem Nachrichtenmagazin oder einem Roman veröffentlicht ist.

Die Nichtberücksichtigung relevanter Aspekte des Kontextes betrifft insbesondere die Intentionen, ob als eigene oder wechselseitig antizipierte Intentionen, sowie den individualgeschichtlichen Kontext. Der individualgeschichtliche Kontext führt aber dazu, dass eine Handlung von Dritten in ihrer Bedeutung für die Beziehung nicht hinreichend beurteilt werden kann. Ein solches Urteil wäre aber nötig für die Bestimmtheit der „Beziehungsdefinition“, damit diese nicht zu einem „Blick von nirgendwo“ wird, den der Verfasser anderen Moralphilosophien vorwirft. Die „kollektive Intention“, die er hierfür bemüht, verweist außerdem auf zwei Punkte, die kritisch in den Blick zu nehmen sind:

Erstens: Intentionen enthalten das, was erreicht werden soll, sind also immer normativ. Normatives lässt sich nicht ohne Verlust der Geltungsperspektive in Deskriptives verwandeln. Das aber zeigt sich als das wesentliche Anliegen Hallichs, wenn er beteuert, entmoralisieren zu wollen. Handlungen, dazu gehören auch Sprechhandlungen, sind zwar im Allgemeinen moralisch unbestimmt, deswegen aber nicht moralisch neutral, weil sie immer in das Leben anderer eingreifen.

Zweitens: Die Gesellschaft ist eine wichtige Größe innerhalb des Kontextes von Sprechakten. Die Gesellschaft ist aber wesentlich durch normative Verbindlichkeiten konstituiert (z. B. Gesellschaftsvertrag, Verfassung). Verlässlichkeit ist ein sehr hohes Gut für den Bestand einer Gesellschaft, weshalb sie auch ihre Mitglieder zur Wahrhaftigkeit verpflichtet.

Bezeichnend für Hallichs Ablehnung der Diskussionswürdigkeit von Moral ist seine Auseinandersetzung mit Kant, dem er vorwirft, mit dem Begriff der Menschheit nicht das Individuum zu meinen. Er zitiert hierzu Kant (72 f.) genau bis zu der Stelle, an der Kant von der Menschheit spricht, und lässt den Teil des Satzes weg, in dem dieser die Begründung für seine Position liefert.

Bleibt zu klären, was Hallichs „Angemessenheitstheorie“ leistet: Betrachtet man die Frage, die seiner Antwort zugrunde liegt, dann ist diese vergleichbar mit der, ob die Farbe des Hutes zu der des Mantels passt. Zu wissen, ob eine Lüge in Hallichs Sinne angemessen ist oder nicht, ist eigentlich belanglos. Angemessenheit allerdings ist ein philosophisch wichtiger Begriff, es kommt aber, wie Hallich selbst ausführt, auf die Relate an. In diesem Essay geht es darum, ob die Sprechhandlung „Lüge“ der Beziehungsart angemessen ist, bei Kant und anderen ist es die Vernunft.

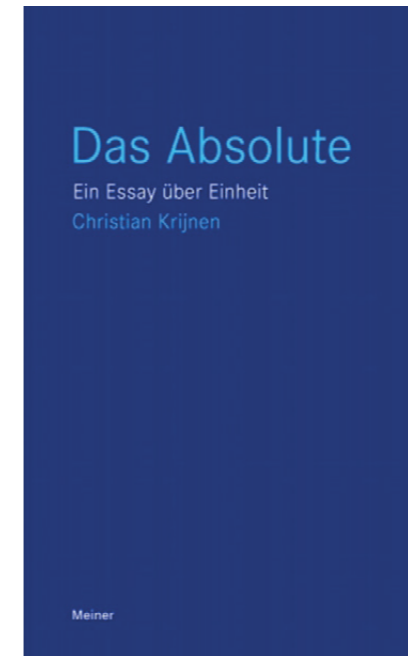
Johannes Drescher

Christian Krijnen
Das Absolute
Ein Essay über die Einheit

Hamburg: Meiner Verlag. 2023
113 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-7873-4421-5

Das Absolute, so Christian Krijnen in seinem Essay, ist ein fundamentaler Begriff der Philosophie, auch wenn er in der Gegenwartsphilosophie kaum thematisiert wird. Diesen Begriff in seiner Bedeutung für die Philosophie zu entfalten, ist das Vorhaben des Autors. Er bezieht sich hierbei vor allem auf den spekulativen Idealismus Hegels. Dem Absoluten als „das Eine“, so der Ausgangspunkt, kann nicht ein „Anderes“ entgegengesetzt werden, das nicht in dem Absoluten selbst noch einmal vermittelt wäre. Dies führt zur Zurückweisung eines universal formulierten Relativismus. Dieser wird nämlich ohne die Voraussetzung des Absoluten widersprüchlich, da zu dem Begriff des Denkbaren ein diesen relativierender, undenkbarer Begriff gedacht werden müsste.

Der gedankliche Weg, den Krijnen hier geht, nimmt seinen Ausgangspunkt bei dem, was Philosophie ist: dem Nachdenken über das Denken. Damit wird gegenüber dem Denken immer ein Anderes (Negation) gesetzt, von dem aus Denken zum Gegenstand wird. Die Vermittlung des Denkens und des Darübernachdenkens führt zu einer neuen Stufe, die selbst wieder Gegenstand des Nachdenkens wird. So ist zunächst der Begriff von „Sein“ genauso leer wie der von „Nichts“, die Vermittlung führt über den Begriff des Werdens zur Relationalität des Absoluten als „Wesen“. Im weiteren Verlauf gelingt es Krijnen, in der Reflexion auf das zuvor Gedachte, Begriffe wie etwa Wirklichkeit und Freiheit einzuordnen. Die Selbstbezüglichkeit des Denkens ist dann auch als Selbstbestimmung zu denken, was zu dem Absoluten als „Begriff“ führt. Das Objekt, in dem sich der Begriff realisiert, ist, als im Denken Verankertes, immer auch Ergebnis der Selbstbestimmung des Denkens. Objektivität setzt deshalb Subjektivität voraus. Die Einheit von Subjektivität und Objektivität,



von Begriff und Realität ist die „Idee“. Das Denken der Realität als nicht nur vom Denken hervorgebracht ist die „Natur“, die Reflexion darauf, also der denkende Bezug auf die Natur, wird im hegelschen Sinne als „Geist“ bezeichnet. Der Begriff des Absoluten enthält auf jeder gedanklichen Stufe die Einheit des Absoluten mit dem von ihm Hervorgebrachten, als das Andere seiner selbst. So sind Natur und Geist auch Idee. Die Selbsterkenntnis des Geistes erfolgt in drei Stufen: der anschauenden, vorstellenden und begrifflichen Weise. Diese Stufen werden vollzogen in Kunst, Religion und Philosophie.

Die von Krijnen im Vorwort geäußerte Ansicht, man könne den Gedankengang auch ohne genauere Kenntnisse der Hegel'schen Philosophie verstehen, kann man vorsichtig bestätigen, muss aber festhalten, dass dies sehr mühsam ist. Nicht jeder Gedanke erschließt sich beim ersten Lesen. Die Mühe, so meine ich, lohnt sich jedoch. Die gedanklichen Schritte werden von Krijnen äußerst konsequent ein- und durchgeführt. Sie können sich allerdings nur dann erschließen, wenn man sich immer bewusst macht, dass über nichts gesprochen wird, das nicht innerhalb eines Denkens verortet wäre, das sich auf sich selbst bezieht.

Mir erscheint dieses Buch vor allem deshalb als ein wichtiger philosophischer Beitrag in unserer Zeit, weil es das Denken als „Prinzip von Objektivität“ in den Mittelpunkt stellt. Krijnen zeigt damit das „Wissen“ als etwas auf, was das Subjekt (auch als wollendes Subjekt) über etwas als „Sache“ Gedachtes denkt. Gegenstand unseres Denkens ist also keine von der Freiheit des Denkenden unabhängige Sache.

Was die Einordnung von Religion angeht, so ist gegenüber Krijnen kritisch anzumerken, dass sie nur dann zutreffen würde, wenn die Religion in sich keine Instanz der kritischen Selbstreflexion hätte, ihr eine auf das Grundsätzliche gerichtete Theologie äußerlich wäre. Als solche ist die Theologie allerdings der Religion immanent, auch wenn das dem Bewusstsein mancher religiöser Menschen entschwunden zu sein scheint.

Johannes Drescher

Cynthia Fleury
Hier liegt Bitterkeit begraben
Über Ressentiments und ihre Heilung
Aus dem Französischen von Andrea Hemminger

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2023
314 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-518-58795-9

Angesichts von Krieg, Flucht und Vertreibung (Migration), Klimawandel, steigender sozialer Ungleichheit und vielen anderen bedrängenden Problemen wäre es zweifelsohne gelogen zu behaupten, die Welt von heute bereite keine bitteren Erfahrungen. Unerfreulicherweise fällt es heute diesbezüglich so schwer zu lügen, dass dies kaum jemandem noch öffentlichkeitswirksam gelingt, so dass man sich wenigstens kurz auf der Lüge ausruhen und ein wenig an ihr aufwärmen könnte – die Realität ist zu offensichtlich und erdrückend: So unterschiedlich ihre jeweiligen Beurteilungen, die Einstellungen und Perspektiven zur Realität faktisch auch ausfallen und sogar miteinander ringen, ja sich bekämpfen, es besteht zurzeit dennoch eine Art bitterer Weltkonsens – sogar über die Generationen hinweg. Nur Ignoranten machen sich heute keine Sorgen; selbst Kinder demonstrieren.

Der Verdienst des von der Pariser Psychoanalytikerin und Philosophin vorgelegten Buchs besteht zunächst einmal darin, auf die Subtilitäten dieser Bitterkeit aufmerksam zu machen und das dementsprechende Problem nicht wie üblich beim (intra-sozialen) Dissens anzusetzen, demzufolge wir uns für eine bessere Welt nur einigen müssten, sondern es beim Konsens zu verorten, der das Toxische bereits enthält: Ihr zufolge führen heute fast alle Wege in die Bitterkeit und schließlich über die Verbitterung in das Ressentiment, jenen Hass auf alle und alles, insbesondere auf die eigene Verantwortung zum Handeln, damit sich die Lage wieder verbessert (16ff). Das Buch versteht sich als Beitrag zur Lösung dieses Problems, genauer gesagt: als Vorbereitung des inzwischen erschienenen Folgebandes. Es ist der Entwurf einer Konzeption für eine Klinik, in der die Würde des Subjekts wiederhergestellt wird (frz: La clinique de la dignité, 2023), nachdem diese durch die



herrschenden Lebensumstände beschädigt ist; sogar in Demokratien, die ihre Macht dafür nicht ausnutzen und z.B. über die unzumutbaren Existenzbedingungen im Krankenhaus und Altersheim oftmals lieber hinwegsehen.

Cynthia Fleury gehört der Schule der institutionellen Psychoanalyse an. Dementsprechend sieht sie bei Problem und Lösung die Institutionen in der Verantwortung (219), nicht zuletzt die Erziehung (231), und beschränkt sich nicht auf die individualistische Verortung von Ressentiment und Heilung: Wer in einer kranken Welt zunächst gesund ist, bleibt es nicht lange – so ihre Diagnose. Es droht die Einzäunung des Subjekts, seine rebellische Ohnmacht im Ressentiment. Kaum überraschend ist es daher, dass ihre sämtlichen Beiträge aus den letzten Jahren in ein Gesamtprojekt einer „politischen Psychologie“ (283) münden; es geht um die Arbeit an besseren Institutionen und um (mentale) Selbstermächtigung des Subjekts, so dass es die Bitterkeit erst begraben kann und dann neues Leben daraus gedeiht – im Blick auf das Subjekt: mit sich und für sich (228). Es geht um Anerkennung (262).

Der Weg der Entgiftung, sprich: Heilung, führt aus der eingeschlossenen Welt des Ressentiments in die Welt der Offenheit und ihrer Möglichkeiten. Am Ende, im Erfolgsfall, gelingt dem Subjekt der Rückgriff oder die Erzeugung eines Wertesystems, mit dem es sich der Wirklichkeit nicht nur „stellen“ (294) kann, sondern diesbezüglich „in eine Art regelmäßige Homöostase“ (293) gelangt, einen Zustand der eigenen Ausgeglichenheit zwischen innen und außen, rationalen und irrationalen Werten und Gemeinschaftsgefühlen.

Im Französischen liegt dafür ein Sprachspiel um das Bittere (amer (bitter) – mère (Mutter) – mer/océan (Meer)) recht nahe (13): Die Trennung von der mütterlichen Schutzmacht führt dabei in die Verletzlichkeit und Bitterkeit der Welt, die erst in der Weite des umschlingenden Meeres aufgehoben wird, per „Ich-Erweiterung“ (283, 290) elementarer Teil eines Größeren zu sein, dazuzugehören – zur Welt von heute. Ob schon nur ein Sprachspiel, ist dieser Zusammenhang sachlich hoch instruktiv, noch dazu psychoanalytisch naheliegend. Leider ist zu befürchten, dass das in der deutschen Übersetzung kaum bemerkt wird; ein vergleichbares Sprachspiel steht hier nicht zur Verfügung. Man hätte sich vielleicht mit einer weniger textimmanenten und stärker sinngemäßen, am Leseziel orientierten Übersetzung behelfen können, um diesen roten Faden mehr in den Vordergrund zu stellen. Aber die eigentlichen Übersetzungsprobleme des Buchs liegen woanders – und sie wiegen schwer: Es wird so eng an der Vorlage übersetzt, dass allzu oft nur eine tätowierte Rede herauskommt. Die Finesse des französischen Vorworts, die in ihrem dichten Sprachrhythmus einem cartesianischen Plädoyer gleicht, verschwindet in der Übersetzung und übrig bleibt nur noch ein salvenartiges Stakkato im Deutschen, das perplex macht, statt das Methodische der Selbstbefragung herauszustellen. Kein Wunder, dass das Vorwort in der französischen Presse gerühmt wird, während in deutschen Rezensionen nichts dazu zu

finden ist. Hinzu kommt, dass man nicht versteht, warum zuweilen von einem „Elternteil“ (107) und dann von einem „Elter“ (13) (französisch: parent) die Rede ist. Dass Fleury bei ihrem Projekt vorschwebt „eine Form zu führen“ (9), wenn es ums Leben geht, kann man ohnehin weder glauben noch verstehen. Daher sei jedem interessierten und des Französischen halbwegs mächtigen Leser die Lektüre im Original empfohlen. Dann wird auch klarer, dass Fleury auf die Heilung des Ressentiments zielt und sich nicht einfach „über Ressentiments“ äußert. Denn das dreht ihren Ansatz: Es gibt viele Wege, das Ressentiment zu behandeln (284), aber nur ein Ressentiment – lautet es im Französischen. Im Deutschen entsteht der Eindruck, das Buch widme sich vielen Ressentiments und ihrer unterschiedlichen Heilung.

Bleibt die Frage nach der Leistungsfähigkeit dieses Ansatzes: Kann Fleury das Ressentiment wirklich heilen? Und wie? Dass in ihrer „Klinik des Realen“ (196) genauso Platz für das Ressentiment in der Politik wie in der Religion/Kirche ist, spricht für ihr universales Verständnis des Ressentiments. Ressentiment entsteht hier und da, wo es nicht geschafft wird, sich zu verheutigen, die Welt von heute mit den Augen von heute zu sehen (und sich angewidert von ihr abzuwenden). In den Worten von Fleury: „Sie sind gut im Rückblick, aber sie gebrauchen ihn zu oft. Die Vergangenheit ist wichtig, um sie daran zu erinnern, wer sie sind, aber sie wird in dem Masse tödlich, indem sie sie daran erinnert, dass sie das nicht mehr sind.“ (239) Analytisch klingt das bei Fleury fast noch schärfer – wenn nämlich die Menschen des Ressentiments die drei Zeitdimensionen Chronos, Aion und Kairos nicht mehr praktizieren (238): Wo nur noch vorher/nachher (Chronos) zählt, gibt es keine erfüllende Gegenwart (Aion) und erst recht keinen Moment, sich für die Welt / fürs Offene zu entscheiden (Kairos). Die Gegenwart verdunkelt sich für die Betreffenden und wird für das Individuum grundsätzlich inakzeptabel,

ein Beweis für „die Ungerechtigkeit, die es erleidet“ (21). Zukunft gerät abhanden, Vergangenheit verkommt zur „phantasmagorischen Nostalgie“ (239). Je stärker die Derealisation, desto stärker die Devitalisierung des Subjekts – und umgekehrt; „es ertrinkt in der Verbitterung“ (240). Fleury legt den Schluss nahe: Der in der Gegenwart Aufmerksame ist derjenige, der dem Ressentiment am besten widersteht. Je mehr Sinn für die Welt von heute, desto mehr Heilung des Ressentiments – und umgekehrt. Das klingt zwar zugespitzt, aber nicht unrealistisch.

Problematisch wird es beim ultimativen Realitätstest, dort wo der Ansatz von Fleury in seine Perversion zu kippen droht – etwa beim islamischen Terrorismus, der ressentimentgeladene Gewalt ausübt und dafür nicht nur den Kairos zu nutzen versteht, um größtmöglichen Schaden zu verursachen, sondern auch die Gegenwart zu einer Art Vorewigkeit macht, weil der terroristische Akt Eintritt ins Paradies verschaffe. Dieser islamistische Terrorismus kann demnach nach eigener Lesart nicht nur die drei Zeitdimensionen aufs Kreativste bespielen (wie Fleury es zur Heilung vom Ressentiment vorschlägt: Die Kreativität wiederherstellen, 228), sondern er folgt leider auch allzu genau ihrem Vorschlag, das Numinose (72) als Modell der Öffnung (des Selbst) zu benutzen, wengleich in seiner gewalttätigen Perversion.

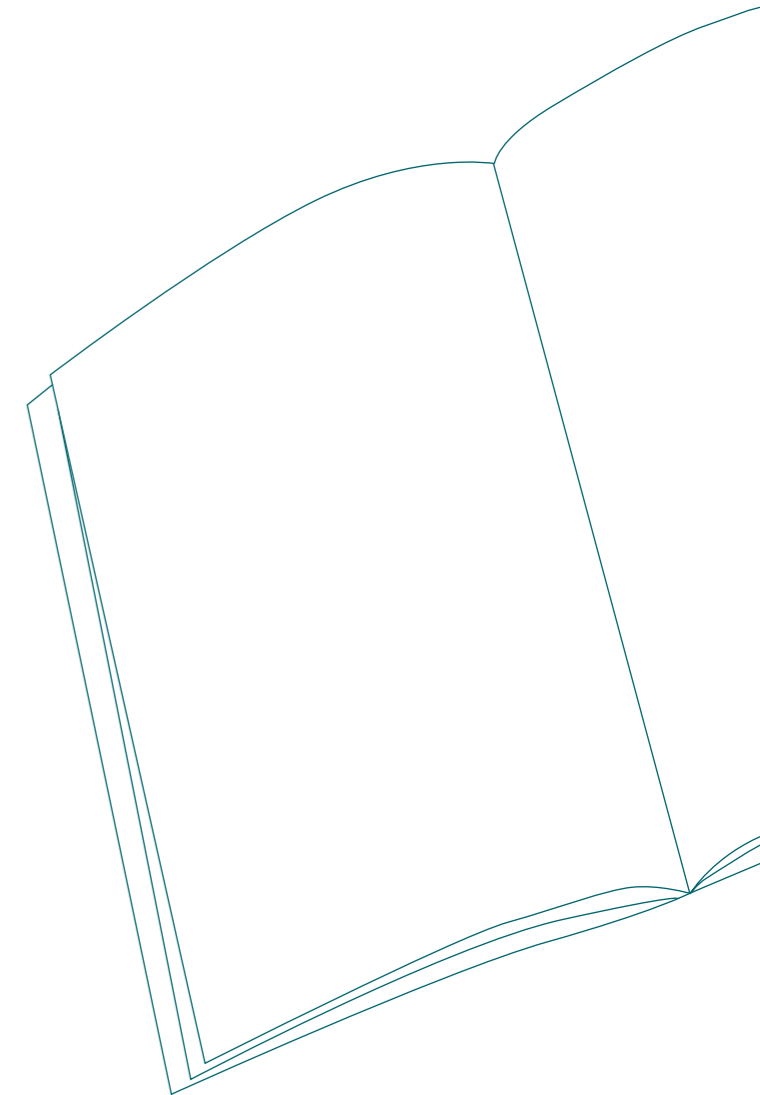
Ach, bliebe es doch stets nur beim von Fleury nahegelegten Zugriff auf Rituale als subjekt- und situationsstabilisierende Wiederholungen gegen das wiederkäuende Ressentiment. Das ist in der Wirklichkeit von heute leider nicht der Fall. Nach einem entsprechenden Problembewusstsein, das die Grenzen des vorgeschlagenen Behandlungskonzepts angibt, sucht man im Buch indes vergebens. In seiner naiven Konsequenz liegt deshalb etwas Ungeheuerliches: Es gibt zwar keine Grenzen des Ansatzes, aber wo dieser an seine Grenzen gerät, darf man sich die Frage stel-

len, ob es damit womöglich die Falschen therapiert: die Moderne, sprich westliche Gesellschaft und ihre (zweifelsohne verbesserungswürdigen) Institutionen. Die anderen sind und bleiben vielleicht unerreichbar. Auf einmal erscheint Fleurys ausgedehnter Begründungsapparat aus dem Bereich des Postkolonialismus nicht mehr nur sachlich erhellend zur Problemanalyse des Ressentiments, sondern er wirkt überzogen selbstkritisch, belehrend – eine Art Über-Ich beanspruchend, für das nur dann eine ausreichende Legitimität bestünde, wenn es frei vom westlichen Selbsthass bliebe und entsprechend agierte.

Darüber kann man mit Fleury vortrefflich streiten. Ihre Praxis liegt im schönen Arrondissement Saint-Germain, gewissermaßen im Zentrum von Paris; zugleich trennen dort Galaxien die einen von den anderen. Eigentlich ist man dort fast genauso weit entfernt vom Eiffelturm wie von der Nationalbibliothek, aber nur für die einen, für die anderen lebt und arbeitet man sprichwörtlich auf dem Mond. Nach dem 7. Oktober 2023, dem Tag des terroristischen Angriffs der Hamas auf Israel, fanden in Paris jeweils zwei terroristische Messerattacken statt: In der Metro-Station der Nationalbibliothek bedrohte eine Frau die üblichen Passanten (Nutzer und Mitarbeiter der Bibliothek) mit einem Messer. Am Eiffelturm war ein Wiederholungstäter am Werk, sein Opfer ein deutscher Tourist. Immer wieder: Ein Ort, zwei Welten – hier die einen, da die anderen. Können wir im Westen wirklich alleine unser Ressentiment erfolgreich bearbeiten?

Am Ende der Lektüre von Fleurys Buch sieht es fast danach aus, als müsse man heute die große Frage Klaus Manns aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erneut bedenken. Die Frage lautet: „Welche Zukunft werden wir haben, wenn wir sie nicht den anderen zusammen haben?“ Die pure Wiederholbarkeit dieser Frage ist bitter, aber kein Grund zur Verbitterung, sondern zum Engagement. Es bräuchte überall eine Klinik des Realen, nicht nur in Paris bzw. im Westen und für den Westen.

Michael Hochschild



Lorraine Daston

Regeln

Eine kurze Geschichte

Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff

Berlin: Suhrkamp Verlag, 2023

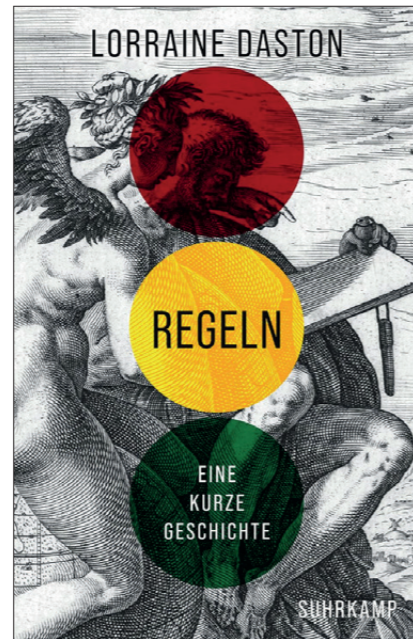
432 Seiten m. s/w Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-518-58804-8

Dass die Welt nicht nicht ist, galt lange Zeit als hinreichender Ausweis ihrer besonderen Würde, ja sogar als kosmologischer Gottesbeweis. Warum die Welt ist, wie sie ist, erklärte sich dabei quasi von selbst (durch die Schöpfung und den notwendigen Respekt vor ihr), so dass es passant allen Beteiligten Bedeutung zugeschrieben werden konnte – der Welt (als Werk), Gott (als Schöpfer) und dem Menschen (als respektables Geschöpf, nicht zuletzt im Sinne seines unerlässlichen Respekts für die Schöpfung und den Schöpfer).

Warum die Welt heute so ist, wie sie ist, will sagen: in so schlechter (ökologischer, politischer, wahrscheinlich darf man auch sagen: kirchlicher) Verfassung, führt konsequenterweise dazu, sich zu fragen, wer die Verantwortung dafür trägt. Bedeutsam genug wären dafür im Rahmen der o.g. Diskursgeschichte eigentlich nur Gott oder der Mensch: Entweder sind wir zu schlecht oder er ist zu schwach – lautet die Kurzfassung dieser Anklage. Im Sinne der Säkularisierung fällt ein Rekurs auf Gott heute weitgehend aus; es bleibt also nur eine Selbstanklage des Menschen übrig, so wie sie derzeit z.B. von der „Letzten Generation“ u.a. rigoros vorgebracht wird. Proteste und Mahnwachen verteilen die Verantwortung als Schuld allerdings immer einseitig auf die anderen. Für komplexe Analysen der Verantwortlichkeiten und damit für differenzierte Antworten reicht das nicht. Zur Verbesserung der Lage auch nicht, so wichtig ihr jeweiliger Beitrag für mehr Problembewusstsein an sich ist. Liegt es wirklich nur am (nicht völlig unbegründeten) schlechten Eindruck von sich selbst oder dem ganz anderen? Oder könnte man vielleicht anders handeln, wenn man auch anders von sich und seinen Ressourcen und Möglichkeiten dächte?



Der Clou des Buchs von Lorraine Daston liegt darin, den Denkhorizont für die berechtigte Frage nach einer Verantwortung für die Zukunft zu öffnen. Es könnte ja sein, dass diese Frage weder essentialistisch durch Hinweis auf substantielle Eigenschaften bei Gott oder den Menschen zu beantworten ist, sondern ihre Antwort im richtigen Gebrauch einer regulativen Idee liegt: Geben wir uns vielleicht die falschen, weil unangemessenen Regeln? Wären bessere möglich? Welche wären das?

Das Buch bietet dazu zahlreiche, gut begründete und dokumentierte, ja sogar systematisch angelegte Antwortoptionen, die allesamt darauf hindeuten, dass die Frage mehr als berechtigt ist. Die Antwort sei allerdings nicht im zeitgenössischen Reflex auf „die denkfaule Abkürzung „Moderne““ (318) zu suchen. Zwar vermisst das Buch den geschichtlichen Bogen seines Themas entlang der „Unterscheidung zwischen vormodernen und modernen Regeln“ (317), aber Daston legt Wert auf die Feststellung, dass diese Etikettierung eher von darunterliegenden Problemen ablenkt, als diesen analytisch zu dienen. Und der Grund dafür findet sich ihr zufolge in den hoch

relevanten Kontextbedingungen von Regeln. Diese Bedingungen hängen weniger von der Zeit ab als von den Einsatzbereichen, in denen unterschiedliche Stabilitäts- und Standardisierungsbedingungen gelten, Voraussagbarkeit und Gleichförmigkeit verschieden verteilt sind. Sich angemessene Regeln zu geben, fällt in der Welt anscheinend nicht überall gleich aus. Es ist eine Frage des Maßes. Wo etwa die Ökonomisierung die Welt regiert, wird ihr Sinn von einem Regelwerk der Zahlen einseitig beherrscht. In einer so „künstlich stabilisierten Welt lässt sich der Ermessensspielraum beträchtlich einschränken“ (318) – ein Blick in die Bilanzen ersetzt die Frage nach der eigenen Verantwortung für die Gestaltung der Welt.

Die „kurze Geschichte“ der Regeln (so der allzu bescheidene Untertitel) liefert in Wahrheit „eine lange Geschichte der Regeln“ (14, 322), in der von unterschiedlichem Gebrauch (mit und ohne Ausnahmen bzw. Ermessensspielraum, kasuistischem, billigendem, analogem Gebrauch; nebst dem Biegen oder Brechen von Regeln sowie Prärogativen und Präzedenzen) verschiedenartiger Regeln (ungeschriebene, allgemeine und spezifische, schlanke und füllige, explizite und implizite, Gesetze, Vorschriften, Normen und Algorithmen, etc.) in der Menschheitsgeschichte ausführlich die Rede ist. Als Resümee dieser Studie über Regeln darf man festhalten: Ihr „Netz ist derart dicht gewebt, dass kaum eine menschliche Aktivität durch die Maschen schlüpft“ (11). Rechtschreibung gehört ebenso dazu, wie Mode oder auch die Anordnung des Bestecks neben dem Teller. Daston zufolge ist die Geschichte der Regeln sogar eine Geschichte der Rationalität, „die ihrerseits durch Regeln definiert wird“ (27). Dieselbe Interdependenz konstatiert Daston bezüglich der Ordnung: „In einer auf Regeln basierenden Weltordnung hängen die Regeln ebenso von der Ordnung ab wie die Ordnung von den Regeln.“ (32) Zwar sagt es Daston nicht explizit, aber sie versteht unter Regeln eindeutig eine regulative Idee, die die Erfahrung und Gestaltung von Welt zentral steuert.

Insofern gilt: Man kann sie zwar nicht umgehen, aber entweder im angemessenen Umgang mit ihnen viel richtig bzw. viel falsch machen, wo es daran hapert. In der Welt von heute sind die Fehlerquellen dabei so verstreut wie in einem Minenfeld – fast überall lauern Risiken, beim Umgang mit Regeln genauso wie beim Zugriff darauf (314, 317): In einer Welt mit großen Schwankungen und geringer Vorhersagbarkeit waren Ausnahmen stets die Regel – es gab so viele davon, dass sie in die Regeln aufgenommen wurden. Improvisation, Justierung und Anpassung an die Umstände waren selbstverständlich; die Regel erwies sich dadurch als hinreichend dehnbar. Rationale Bürokratien haben die Macht zur Ausnahme in der Moderne schrittweise erodieren lassen. Hinzu kommt der Trend zur straffen Regulierung durch verstärkten Einsatz von Algorithmen (105ff), quasi mechanische Regeln, die dem Kontext entfliehen, indem sie ihn ignorieren. Den Kontext für diesen Gebrauch „einzufrieren“ (325), schürt den Glauben an eine Welt ohne Anomalien und Überraschungen und wird von „Notsituationen“ (321) wie einer Pandemie oder Naturkatastrophe prompt kalt erwischt: Je strikter wir planen, desto sensibler werden wir für solche „unknown unknowns“, wie unbekannte Risiken u.a. in der Medizin, Politik und Entscheidungstheorie heute genannt werden. Ulrich Beck nannte das einst die Weltrisikogesellschaft. Daston spricht angesichts der gegenwärtigen Häufung von „unsicheren Situationen“ (321) von einer „Bruchsituation“ (321), in der sich die Regeln derart schnell verändern, dass letztlich alle Regeln dadurch unterminiert werden. Sie entlarvt dabei die Krisenrhetorik, die unter diesen Umständen aufkommt, als „Regelschwindel“ (324), weil eine Notlage, die sich über Jahre hinzieht, längst zur neuen Normalität gehört: Die auffälligen Ausnahmen von gestern werden mit der Zeit zu den Regeln von heute, erklärt Daston. Wo wie bei aktuellen Krisendiagnosen die Ausnahmen zu lange gelten sollen, liege Regelschwindel vor: Es gelten längst neue „Hintergrundregeln“ (318), an die sich aber keiner hält, weil sie keiner kennt und jeder die reguläre Rückkehr in den Status quo ante erwartet, aller Erfahrungen und Widrigkeiten zum Trotz. Das untergräbt „die bloße Idee der Regel“ (324) und schürt nicht ganz unfreiwillig, mindestens aber aktiv-passiv das irreguläre Moment der Welt von heute.

Durch die Lektüre des Buchs wird klar, dass unterschiedliche Verknüpfungen von Gebrauch und Gattung der Regeln immer wieder stattgefunden und damit das Arsenal an Regeln stets erweitert haben, so dass es immer schwieriger geworden ist, den Überblick und vor allem die Durchsicht durch den Dschungel bestehender Regeln zu wahren. Schlimmer noch: Das Urteilsvermögen wird von diesem Regeldschungel herausgefordert und sogar überstrapaziert, „weil ihre Anwendung die Kluft zwischen Universalien und Einzeldingen überbrücken muss. Erstens müssen wir entscheiden, ob eine bestimmte Regel zu einem bestimmten Fall passt oder ob wir eine ganz andere Regel anwenden sollten ... Zweitens, selbst wenn Regel und Fall eindeutig zueinander gehören, passen sie doch fast nie perfekt zusammen. In größerem Umfang bedarf es des Zuschneidens und Justierens, um die Lücke zwischen Universellem und Einzelem zu überspachteln.“ (27)

Daston zufolge gibt es seit der Antike drei „Urbedeutungen von Regel“ (12f): erstens Werkzeuge zur Messung und Berechnung wie Algorithmen und andere mechanisierte Regeln, zweitens Vorbilder und Modelle sowie drittens Gesetze. Natürlich kann man wie bei jeder Typologie darüber streiten, ob diese drei Archetypen quasi vom Himmel gefallen sind und warum das gerade in der Antike der Fall gewesen sein soll. Womöglich sind diese Regeln lediglich die Erben von fundamentalen, vielleicht vorangegangenen Sinndispositiven wie z.B. Selbsttechniken (im Umgang mit sich, seinem Körper und seiner sozialen wie naturalen Umwelt), die als Regulationskraft andere Spuren in die Gegenwart legen würden – eher in Richtung eines ausufernden Kontrollbedürfnisses als Ersatz für unsicheres Bindungsverhalten; immerhin: Eine besondere Verbindung der Regeln zur „techné“ (62) räumt Daston ein. Dennoch ist der Hinweis auf dieses „antike Dreigestirn“ (13) zur Beurteilung angemessener Regeln in der Welt von heute

von großem Nutzen. Vor allem deshalb, weil er Bilanz gegen den Zeitgeist ziehen und damit seine Schwächen erkennen lässt. Daston zufolge haben sich von den drei Urbedeutungen im Verlaufe der Geschichte nur zwei Formen gehalten, gefragt wäre heute aber die dritte Form: Algorithmischer Gebrauch und Gesetzesinitiativen sind heute zwar en vogue, aber sie sind zu unelastisch, um auf den außerordentlichen Wechsel von Hintergrundregeln geschmeidig zu reagieren. Das Vorbild bzw. Modell, für das Daston als historisches Beispiel die Regeln der klösterlichen Gemeinschaft anführt (insbesondere den Abt als Vorbild seiner Gemeinschaft, 19), wäre ihr zufolge prädestiniert als füllige Regel, die Unordentlichkeit der Welt aufzunehmen, ohne darunter zu kollabieren, wie das bei den beiden anderen, schlanken Ur-Regeln der Fall ist.

In der Tat: Was spräche inmitten des Anthropozäns dagegen, sich ausgerechnet den Menschen zum Vorbild bzw. Modell zu nehmen (19), statt ihn lediglich als schuldhaften Verursacher auf der Suche nach einer besseren Welt von vornherein auszuschließen? So bliebe nach dem säkularisierungsbedingten Ausfall Gottes wenigstens der Mensch als Akteur erhalten. Allerdings setzt das seine idealtypische Anrufung (und Erreichbarkeit!) voraus – sonst bekommt man es wie bei Klostergemeinschaften von heute mit einer fülligen Regel zu tun, die hinter einer schlanken Realität (und ihren Regeln) „aufräumt“ (319), statt sie produktiv umzugestalten.

Der idealtypische Ausklang des Buchs mindert seinen Beitrag zur Frage der Gestaltung einer besseren Welt nicht – dafür ist die gebotene Durchsicht durchs Regelinventar unseres Lebens und seine Auswirkungen zu bedeutsam. Irritiert ist man nur, dass die Differenziertheit der Analyse an dieser Stelle abgebrochen wird – und mehr noch darüber, dass die kundigen und hoch prominenten Kritiker

des ursprünglichen Vorlesungsmanuskripts (u.a. aus Harvard bis zum Max-Planck-Institut) nichts dazu beigetragen haben, dass das hohe Analyseniveau bis zum Schluss gehalten wird. Das könnte an den Regeln der akademischen Welt liegen: In den Humanwissenschaften gibt es für Monographien noch kein anonymisiertes Peer-Review-Verfahren wie bei Fachaufsätzen. Und im vertrauten, zwischenmenschlichen Umgang miteinander wird wissenschaftlich weniger unbarmherzig geurteilt. Da kann eine lockere Sammlung von Beispielen zur Illustration von Regeln, Gesetzen und Vorschriften schon einmal als Material von „Fallstudien“ (186) durchgehen, solange die argumentative Richtung stimmt. Vielleicht liegen im Modell/Vorbild Mensch gerade aufgrund seiner Abweichtoleranz tatsächlich unerkannte Chancen für die großen Kurskorrekturen, wie sie die Welt von heute abverlangt, wenn es besser werden soll.

Michael Hochschild

Thomas Brose

Zwischenbilanz

Von Aquin bis Zweifel

Herausgegeben von Holger Zaborowski

und Felicitas Hoppe

Berliner Bibliothek Bd. 12

Lausanne u.a.: Peter Lang Verlag, 2023

260 Seiten m. Abb.

45,20 €

ISBN 978-3-631-89518-4

Der zum 60. Geburtstag von Thomas Brose zusammengestellte Band bringt eine Auswahl von Arbeiten aus dem Werk dieses Philosophen und Theologen. Er versammelt Texte verschiedener Genres, von kurzen feuilletonistischen Artikeln, etwa zum Werbespruch eines Möbelhauses mit Hinleitung zum „metaphysischen Obdach“, über Rezensionen und Würdigungen anlässlich von Jubiläen bis zu längeren Essays. Die in unterschiedlichste Richtungen ausgreifenden Texte lassen aber bald ihr inneres Band und ihren besonderen Wert erkennen, es ist der Blick des „Berliner Diasporakatholiken“, der aus der „Erfahrung in einem militant-atheistischen Umfeld“ auf Religion, Philosophie, Politik und Gesellschaft schaut und seine Schlüsse zieht. Diesen besonderen Blick, den Brose beim Schriftsteller Günter de Bruyn konstatiert, hat auch er selbst. De Bruyn hatte sich, wie Brose berichtet, in einem Vortrag über Heinrich Böll gefragt, ob dessen Kirchenkritik anders ausgefallen wäre, hätte er sich – wie er selbst – in der DDR mit dem kämpferischen Atheismus auseinandersetzen müssen.

Die geistigen Wurzeln dieses Atheismus und seine Verbindung mit einem verhängnisvollen messianischen Diesseitsutopismus, der Menschenrechte und Menschenwürde bedroht, sind Gegenstand von zwei längeren Beiträgen. Brose zeigt, wie politische Zukunftskonzepte, die zu Heilslehren verklärt werden, die Person zum Mittel herabwürdigen und sogar opfern, um ein letztlich unerreichbares innerweltliches Paradies zu schaffen. Eine solche „politische Religion“, wie Brose im Anschluss an Eric Voegelin formuliert, habe daher in der DDR und der Sowjetunion das christliche Verständnis des Menschen als



„Person“ mit Freiheit und Würde durch das „der sozialistischen Persönlichkeit“ ersetzt, die als bloßes Rädchen des großen Gefährts der sozialistischen Gesellschaft auf ihrem Weg zum Idealzustand des Kommunismus zu funktionieren hat.

Daran schließt ein Beitrag an, der die Ursprünge dieses Denkens bei Hegel aufspürt. Dessen geistphilosophische Geschichtsdeutung und die daraus abgeleitete Staatstheorie haben bereits das Subjekt als reinen Durchgang des zu sich selbst kommenden Geistes aufgefasst. Das eigentliche Subjekt ist der Obrigkeitsstaat, nicht der Einzelne, der sich unterzuordnen hat. Marx hat die hegelsche Geschichtsphilosophie nur materialistisch gewendet mit allen verhängnisvollen Konsequenzen für die Autonomie des Menschen in den nach seiner Theorie modellierten Gesellschaftsexperimenten.

Das ist der wichtige theoretische Teil dieses Bandes. Der praktische kreist dann um die Erfahrung des gottlosen Großstadtlebens, denn durch die Texte spricht ja der „Berliner Diasporakatholik“, der sowohl die schwierige Lage der Katholiken in der DDR miterlebt als auch die Neuanfänge nach der Wende mitgestaltet hat. Unter anderem war er beteiligt an der Neueinrichtung des Guardini-Lehrstuhls an der Humboldt-Universität. Leitbilder für die von Brose „Berliner Ansatz“ genannte Praxis eines nachbarschaftlichen Miteinanders von Christen und Atheisten, Glaubenden verschiedener Religionen und Nichtglaubenden sind die drei Theologen und Seelsorger Carl Sonnenschein, Dietrich Bonhoeffer und Romano Guardini. In Eugen Bisers Auseinandersetzung mit Nietzsches Glaubenssatz „Gott ist tot“, der letztlich ein Verzweiflungsschrei ist, findet Brose Anstöße für den Dialog mit dem Atheismus. Vehement wehrt er sich gegen die Ausblendung von Berlin in einem Band über „Erinnerungsorte des Christentums“. Neben Kunst und Kirchenmusik gehöre grade auch die Metropole „als Ort des Nachdenkens und des Erinnerns“ dazu, weil er „Religionskritik, Agnostizismus und Atheismus mit auf die Rechnung setzt“.

Authentisch werden diese Reflexionen durch biographische Notizen zu Broses eigenen Erfahrungen im atheistischen Überwachungsstaat: die Allgegenwart von Bespitzelung, Literatur zwischen den Zeilen lesen zu müssen, die Militarisierung der Erziehung in den Jugendorganisationen, sich rechtfertigen zu müssen, wenn man von der Geschichtslehrerin mit einer Caritas-Sammelbüchse gesehen wurde.

An einer Stelle allerdings stutzt man, wenn Brose aus der „Gotteskindschaft“ ableitet, dass „der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf in Gottes Natur aufgehoben wird“, und sich dabei auf Meister Eckhard bezieht. Tatsächlich gehört diese Auffassung zu Eckhards überspitzten Formulierungen seiner Spätzeit, in der er durch die Vergottungsfantasien überspannter Sekten beeinflusst war. Was wir als Geschöpfe erwarten dürfen, ist vielmehr Einigung, nicht Gleichheit.

Der Band ist eingeleitet durch ein Vorwort von Holger Zaborowski und schließt mit Würdigungen durch Hans Maier und Jürgen Israel. Wer dieses

Hartmut Sommer

Ben Wilson

Die Weltgeschichte der Menschheit in den Städten

Aus dem Englischen von Irmengard Gabler

Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag, 2022

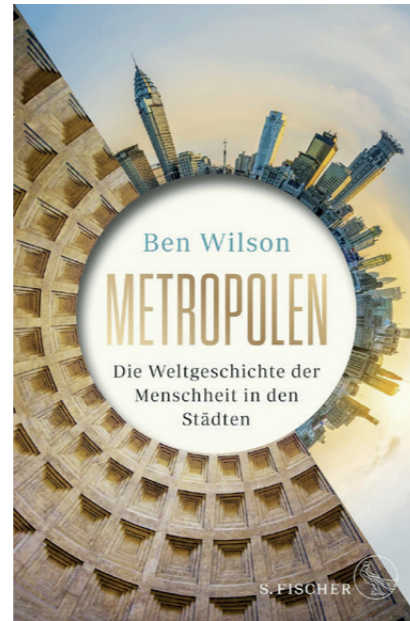
574 Seiten m. Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-10-39739-9

„Anhand der Lichtspuren, die nachts die Erdoberfläche sprenkeln, lässt sich das Ausmaß unserer aktuellen Urbanisierung vom Weltraum aus erkennen“, schreibt Ben Wilson. Der Historiker folgt seiner Profession und geht der Frage nach, inwieweit die Städte im Wandel historischer Epochen und geographischer Räume selbst ein „Schaubild der *Conditio humana*“ darstellen. Warum leben heute – mit steigender Tendenz – mehr als 50% der Menschheit in Agglomerationen? „Wir werden gerade Zeugen der größten Migrationsbewegung der Geschichte“, schreibt der Verfasser der „Weltgeschichte der Menschheit in den Städten“ über den bisherigen „Höhepunkt eines seit sechstausend Jahren währenden Prozesses, der uns bis zum Ende dieses Jahrhunderts zu einer urbanisierten Spezies gemacht haben wird.“

Wilson wählt eine globale Perspektive. Er beginnt seine Untersuchung in der urbanen Frühgeschichte der Menschheit 4.000 vor Chr. in einer sagenumwobenen Megacity: „Uruk, was nichts anderes als ‚Stadt‘ bedeutet, war die erste Stadt der Welt und mehr als tausend Jahre lang ihr mächtigstes urbanes Zentrum.“ Von da aus folgt er den Spuren des *Homo urbanus* durch die Alte Welt nach Babylon, Athen und Rom. Der geborene Londoner stellt in der Neuzeit nicht nur seine Heimatstadt, Paris und New York vor, sondern wendet sich auch, was dem Band einen besonderen Akzent verleiht, Warschau, der kriegszerstörten und wiederaufgebauten polnischen Metropole, zu. Am Ende seiner weltgeschichtlichen Exkursion nimmt der Autor das nigerianische Lagos in den Blick. „Die raumgreifende afrikanische Megastadt ist berühmt-berüchtigt für ihre wuchernden Slums, ihre Korruption und Kriminalität, ihre haarsträubende Infrastruktur und die schlimmsten Verkehrsstaus der ganzen Welt.“ Wilson zeigt aber zugleich, dass ihre derzeit 20 Millionen Einwohner so etwas wie die Megacity der



Zukunft verkörpern: ausgerüstet mit starkem Überlebenswillen, erstaunlicher Kreativität und großer Lebensfreude.

„Und natürlich lieferte das Bild von Babel/Babylon, Sodom und Gomorra den Feinden der Stadt mächtige Munition. Die Kluft zwischen der großen Metropole auf der einen Seite und der Kleinstadt oder dem Dorf auf der anderen ist seit jeher ein Merkmal der Geschichte. Die Tugend wohnt in Letzterem, heißt es, wogegen die unmoralische Großstadt, mit ihrem babylonischen Sprachgewirr, ihrer Kollision von Kulturen, ihrer multiethnischen Zusammensetzung, ihrer Lüstertheit und Habgier, Seelen und Politik verdirbt.“ Zivilisationskritik ist für den Autor engstens mit dem Namen „Babylon“ verbunden. Die Stadt mit ihrem gewaltigen Zikkurat, einem gestuften Tempelturm, ist für ihn, ironisch gebrochen, so etwas wie das biblische „Sündenbabel“, von dem Israel in Psalm 131 sang „An den Flüssen von Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten.“ Tatsächlich – und das fällt ins Gewicht – fehlt bei Wilson dieses

urbane Gegengewicht: Die Stadt Jerusalem und der Geist der Zehn Gebote, der Ursache dafür ist, dass sich der einzelne Mensch – durch Anerkennung als autonomes Rechtssubjekt – vor dem Gesetz zu verantworten hat, aber auch von ihm geschützt wird, kommt bei dem Stadt-Historiker nicht vor. „Jerusalem“ hätte dem Verfasser, der sich meisterhaft auf thematische Zuspitzung versteht (Laos=Zukunftsstadt), dazu dienen können, die menschheitliche Bedeutung der nicht ohne Transzendenzbezug zu begreifenden „Entdeckung“ von Solidarität, Gerechtigkeit und regelbasiertem „demokratischem“ Miteinander im Dekalog Israels urban zu fokussieren.

Der Rezensent vermisst – keineswegs aus Lokalpatriotismus – auch, dass Berlin, vor 100 Jahren immerhin die flächenmäßig größte und bevölkerungsmäßig drittgrößte Metropole der Welt, keine Erwähnung findet. Die deutsche Hauptstadt war zu Beginn des 20. Jahrhunderts nämlich jener Ort, durch dessen Modernität der nahe der Friedrichstraße geborene Kulturphilosoph Georg Simmel entscheidende Impulse und wegweisende Einsichten empfing. Der Berliner Wissenschaftler begründete eine neue Disziplin: die Stadtsoziologie. Zwar zitiert Wilson dessen klassisch gewordenen Grundlagentext „Die Großstädte und das Geistesleben“ von 1903. „Für Simmel entstand die moderne Großstadtpersönlichkeit auf der Grundlage der Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht.“, er ordnet diesem Zusammenhang aber – eher in die Breite als in die Tiefe gehend – seinem „Paris“-Kapitel zu.

Spannend, materialreich und in funkelnder Weise beschreibt Ben Wilson in seinem Band das, was Georg Simmel zu Beginn des 20. Jahrhunderts nüchtern dargestellt hat: Die Entwicklung des *Homo urbanus* führt nicht „zum Untergang der Zivilisation“, sondern zu deren Entfaltung.

Thomas Brose

Peter Frankopan
Zwischen Erde und Himmel
Klima – eine Menschheitsgeschichte
Aus dem Englischen von Henning Thies
und Jürgen Neubauer

Berlin: Rowohlt Verlag, 2023
1023 Seiten m. Abb.
44,00 €
ISBN 978-3-7371-0098-4

Der Oxforder Historiker Peter Frankopan widmete sich über 9 Jahre hinweg der Herkulesaufgabe, eine Globalgeschichte des Zusammenhangs zwischen Klima und Menschheitsentwicklung zu verfassen. Da das Buch bereits im Einband auf die Verbindung von Umweltveränderungen und der Entstehung von Religionen hinweist, verspricht es auch für religionsgeschichtlich Interessierte eine bereichernde Lektüre. Diese Erwartungshaltung wird nicht enttäuscht. Das Werk fordert die Kirchen und Religionen dazu heraus, ihre eigenen historisch gewachsenen Einstellungen und Glaubensüberzeugungen zur belebten wie un-belebten Natur vor dem Hintergrund eines der drän-gendsten Probleme der Gegenwart, die menschengemachte Klimakatastrophe, neu zu reflektieren.

In 24 Kapiteln spannt Frankopan einen reichen und facettenreich zwischen den Disziplinen wechselnden Bogen über Zeitalter und Weltgegenden aus. Jedem einzelnen Kapitel stellt er Zitate voran, die hinreichend imstande sind, das Panorama und die Weltanschauung ganzer Epochen einzufangen. So lässt er bezeichnenderweise das erste Kapitel mit Gen 1,1 „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ beginnen. Die Fülle an hervorragend recherchierten Einzelinformationen innerhalb der chronologisch fortschreitenden Kapitel ist schier überwältigend. Jedoch gelingt es dem Autor durch einen interessanten und bisweilen fesselnden Schreibstil, die Leserinnen und Leser geschickt wie ein Reiseführer durch Vegetationen, Stürme, Vulkanausbrüche, Trockenheiten, Zivilisationen sowie die damit immer schon verbundenen menschlichen Hoffnungen und Ängste zu navigieren. Auch wenn sich dadurch vereinzelt Redundanzen sowie abrupte Zeit- und Ortssprünge ergeben, ist dies dem Lesevergnügen nicht abträglich.



Eine besondere Achtsamkeit entwickelt Frankopan für die literarischen Zeugnisse der Menschheitsgeschichte, beginnend mit Urmythen (z. B. Sintfluterzählungen) und heiligen Texten – darunter auch biblische Schriften – über Thomas Jeffersons „Wettertagebuch“ bis hin zu Mary Shelleys düsterer Gewitterstimmung und der Herrschaft des Menschen über die Natur in „Frankenstein“.

Den engen Zusammenhang von klimatischen Entwicklungen und der Entstehung religiöser Rituale sowie religiösen Weltdeutungsmustern, die in den zahlreichen bisherigen Rezensionen vernachlässigt werden, beleuchtet Frankopan durchgängig mit einer nachvollziehbaren Abnahme ab der Epoche der Aufklärung. Dabei kommt er zu interessanten und bedenkenswerten Thesen. So entdeckt er in heiligen Schriften ab 2000 v. Chr. dauernde „Warnungen, man müsse Wälder, Tiere und Wasser achten“ (175), was vermuten lasse, dass diesen regelmäßig Schaden zu-

gefügt wurde. Des Raubbaus an der Natur sei man sich schon in der Antike bewusst gewesen. Überraschend ist darüber hinaus auch der Zusammenhang zwischen der Häufung von Wasserwundern in Heiligenviten des 6. Jahrhunderts und einer ausgesprochen feuchten Witterungsperiode, als sich das Römische Reich in Folge von militärischen und wirtschaftlichen Rückschlägen, aber auch von Seuchen und weiteren Naturanomalien im Niedergang befand. Denkwürdig ist ferner seine Feststellung, „je schlechter die Witterung, umso eher wurden Minderheiten Ziel von Angriffen“ (418), im Spiegel der mittelalterlichen Judenpogrome, Ketzerverfolgungen und der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen. Diese gewichtigen Thesen werden locker verbunden mit unterhaltenden Anekdoten wie der einer päpstlichen „Exkommunikation“ von Heuschrecken, die Italien Ende des 16. Jahrhunderts schwarmhaft überzogen hatten und zu einer regionalen Hungersnot führten.

Überbewirtschaftung und Ressourcenausbeute habe es in der Menschheitsgeschichte immer schon gegeben. Fatal sei jedoch erst die Ausbeutungsgeschichte menschlicher und natürlicher Ressourcen seit der Frühen Neuzeit infolge der Conquista, der zunehmenden und auch religiös begründeten Herrschaftsansprüche über die Natur sowie die nun forcierte Ausdifferenzierung und Hierarchisierung der Menschen in Rassen gewesen. Die europäische Vorherrschaft wurde nicht selten als göttliche Fügung und Ordnung gedeutet.

Alles in allem ist die erzählerische Form der Geschichtsvermittlung die größte Stärke des Buches. Nicht immer gelingt jedoch beim globalgeschichtlichen Anspruch die Abwendung der Gefahr, sich auf Seitenwegen zu verirren, die den Fokus auf das Klima etwas vermissen lassen. Auch die Perspektive auf die Religion geht spätestens ab der Moderne

verloren. Das Buch endet mit der pessimistischen Zukunftsperspektive des „Verlorenen Paradieses“ (825). Hier wäre es Aufgabe von Kirchen und Gläubigen, die Hoffnungsperspektive einer sich auch positiv entwickelnden Menschheit, die ebenfalls im Buch eine Rolle spielt, weiterzudenken. Dazu gehört historisch etwa die Idee der kirchlichen Armenhilfe in klimatisch bedingten Notzeiten (537), die Geschichte christlicher Randgruppen der Antike und des Mittelalters, die Materielles ablehnten und in asketischer Selbstdisziplin lebten (215), oder diejenige der Quaker, die sich im 18. Jahrhundert der zeitgenössischen Ausbeutung von Mensch und Natur durch christlichen Impetus bewusst verweigerten (508).

In Zeiten, in denen sich Christinnen und Christen anfragen lassen müssen, welchen Beitrag sie zum nachhaltigen Umgang mit der Schöpfung leisten, bietet das Buch einen unbedingt lesenswerten Perspektivwechsel zur Menschheitsgeschichte unter klimahistorischen Prämissen.

Michaela Bill-Mrziglod

Daron Acemoglu / Simon Johnson

Macht und Fortschritt

Unser 1000-jähriges Ringen

um Technologie und Wohlstand

Aus dem Englischen von Stephan Gebauer
und Thorsten Schmidt

Frankfurt / New York: Campus Verlag, 2023

539 Seiten m. s-w Abb.

34,00 €

ISBN 978-3-593-51794-0

Das Buch ist eine wirtschaftshistorische Untersuchung. Bei der gegenwärtigen digitalen Technologieorientierung stellen sich die alten Konflikte verschärft neu. Bei der Einführung neuer Technologien gibt es immer die Optionen Beteiligung am Fortschritt versus Ausbau der bestehenden Machtverhältnisse. Eine zentrale Rolle spielen dabei die Vision und die Überzeugungsmacht derer, die eine neue Technik einsetzen. Paradigmatisch steht dafür Ferdinand de Lesseps (1805-1894): Der Erfolg beim Bau des Suezkanals half ihm, Geldgeber zu überzeugen, doch sein Beharren auf einem Kanal ohne Schleusen führte zu seinem Scheitern, weil er die Topographie in Panama und die Kritik anderer Ingenieure ignorierte.

Die Untersuchungen von Daron Acemoglu und Simon Johnson konzentrieren sich auf England und die USA. Im Mittelalter gab es viele neue Technologien, von der Fruchtfolge über den Räderpflug und Traubenpressen bis hin zu Frachtkähnen und verbesserte Verarbeitung von Eisen. Prägend waren die Mühlen. Doch die Bauern hatten davon nichts, vielmehr erhöhten sich der Reichtum und die Macht lokaler Eliten. Klöster in England machten keinen Unterschied, wie die Geschichte um den Bau einer neuen Mühle nicht weit von der Klostermühle zeigt. Aufgrund der lokalen Gerichtsbarkeit wurde sie wieder abgerissen.

Wie wichtig Spielregeln und Institutionen sind, zeigte sich nach der Abschaffung der Sklaverei. Eine wirtschaftliche Befreiung wie eine Bodenreform als Grundlage zur eigenständigen Existenz scheiterte, weil die Befürworter der Sklaverei wieder an die Macht kamen.



Im England des 16. und 17. Jahrhunderts gab es institutionelle Veränderungen, welche einer aufstiegsorientierten „Mittelschicht“ Chancen bot, von Erfindungen selbst zu profitieren. Diese frühe Industrialisierung hatte keine inklusive Vision mit der Folge, dass es den Arbeitern schlechter ging. Elend in den Städten, verpestete Umwelt und Seuchen führten zu einem miserablen Gesundheitszustand und einer geringen Lebenserwartung. Staatliche Kommissionen untersuchten die Zustände und forderten hygienische Maßnahmen wie eine Kanalisation. Erst der Mangel an Fach- und Arbeitskräften führte zu höheren Löhnen. Für das späte 19. und generell das 20. Jahrhundert wurden Zusammenschlüsse und Gewerkschaften zu einer Gegenmacht, die höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen erringen konnten.

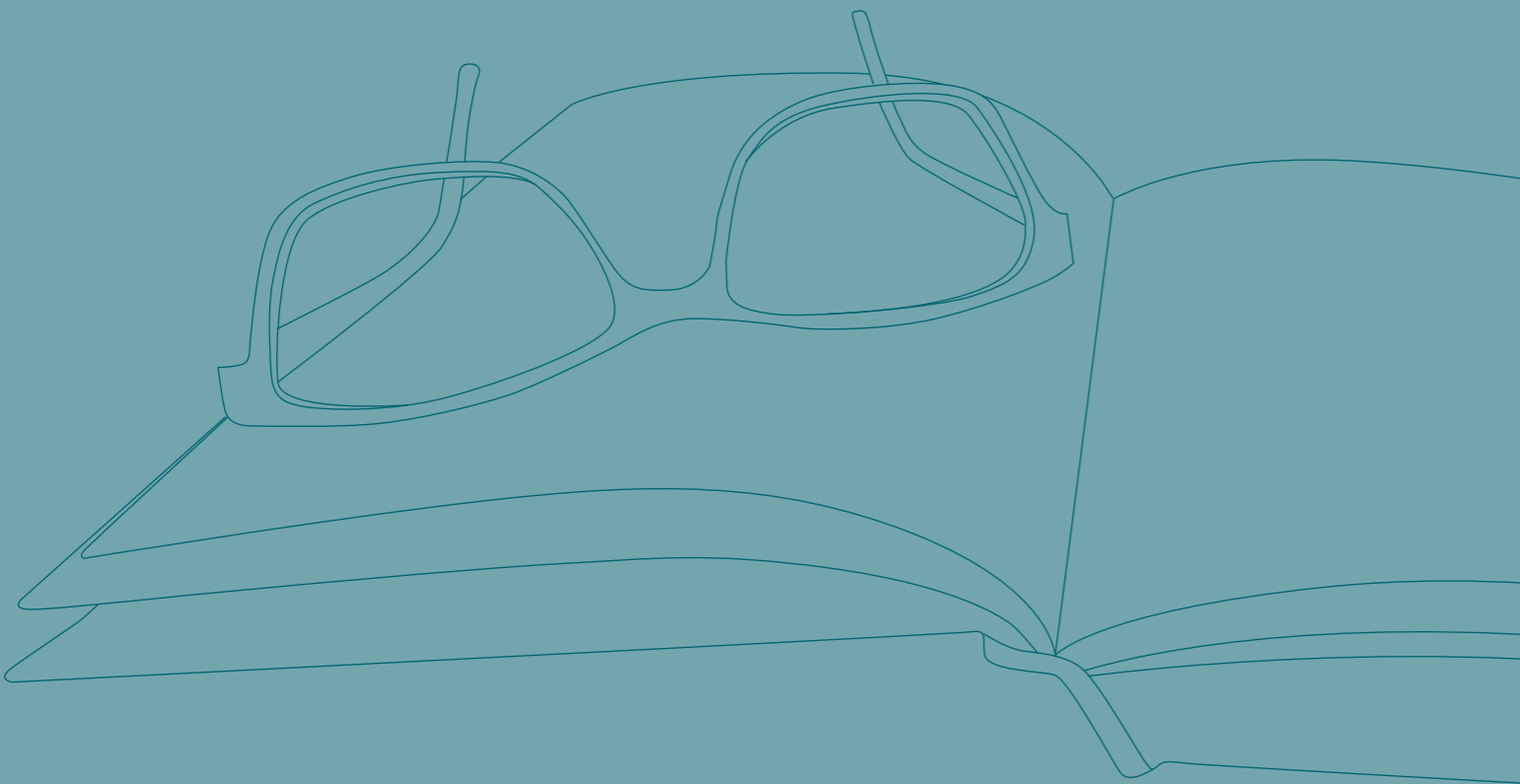
Die Zeit nach dem II. Weltkrieg war geprägt von hohem Wirtschaftswachstum und dem Ausbau von Gesundheits- und Bildungswesen sowohl in den USA wie in Nord- und Westeuropa. Es gab eine Phase von geteiltem Wohlstand, bis die Automatisierung mit dem Ziel der Senkung der Arbeitskosten einen anderen Pfad einschlug. Ronald Reagan setzte eine Deregulierung durch, senkte die Unternehmenssteuern und schwächte die Gewerkschaft – und folgte damit Margaret Thatcher in Großbritannien. Für dieses ökonomische Programm stehen Namen wie Milton Friedman, der das einzige Ziel von Unternehmen in der Steigerung von Gewinnen sah: „The business of business is business“. Manager börsennotierter Unternehmen haben die Pflicht, die Gewinne der Aktionäre zu maximieren, nichts anderes, so Michael Jensen, der dieses Programm in die Business-Schools brachte.

Der Einsatz „Künstliche Intelligenz“ hat eine tiefgreifende Verteilungswirkung und die Digitalisierung schwächt die Gegenmächte. Beide Autoren untersuchen den Hype um KI und zeigen die Grenzen eines rein technologischen Ansatzes. Potentiale sehen sie, wo Technologien die Produktivität menschlicher Arbeitskräfte stärken. Sie kritisieren eine Datennutzung, die der Überwachung und Kontrolle dienen. Insbesondere Geschäftsmodelle, die sich auf Werbeeinnahmen stützen, begünstigen durch ihren Algorithmus die Gefahr der Verbreitung von Desinformation.

Das Kapitel Neuausrichtung der Technologie zählt einige Maßnahmen auf wie das Umschreiben von Narrativen und Normen, die Stärkung von Gegenkräften und Dateneigentum, politische Ansätze im Rahmen der Ordnungspolitik zu nutzen und die Zerschlagung der Tech-Konzerne.

Die Sozialgeschichte setzt sich bei der Digitalisierung und Künstlichen Intelligenz fort, ebenso die Auseinandersetzungen um Macht- und Verteilungsfragen. In Europa gibt es mit der Datenschutz-Grundverordnung und dem Digital Markets Act erste Instrumente. Die aktuelle Auseinandersetzung mit den digitalen Monopolen und deren neuen Technologien wird bleiben. Demokratien sollten sich nicht in Sicherheit wiegen.

Georg Horntrich



Christoph Thoma
Gott im Schatten der Religionspädagogik
Wege und Abwege des polykonfessionellen
Religionsunterrichts
Religionspädagogik Bd. 9

Wien: LIT Verlag, 2023
136 Seiten
24,90 €
ISBN: 978-3-643-51136-2

Die Organisation des Religionsunterrichts ist in allen westdeutschen Bundesländern in Bewegung begriffen. Der Umstieg vom konfessionellen auf den konfessionell-kooperativen RU ist mittlerweile flächendeckend auf den Weg gebracht worden. Niedersachsen geht mit der Einführung eines von den Kirchen gemeinsam verantworteten christlichen RU noch einen Schritt weiter und Hamburg stellt sogar auf RUFA 2.0 um, da Multireligiosität und Multikulturalität in einer Millionenstadt religionspädagogisch-organisatorisch anders offensichtlich nicht mehr zu bewältigen sind. Die Frage, welche Konsequenzen aus der Wahl der RU-Organisationsform für die Begründung des Faches sowie dessen inhaltliche Ausgestaltung gezogen werden müssten, wird erst in jüngster Zeit systematisch reflektiert. Mit Interesse greift der Rezensent und Lehrplaner deshalb auf das kleine Büchlein des österreichischen Religionspädagogen, Ethikdidaktikers und Bloggers Christoph Thoma zu, dessen Titel und Untertitel eine kritische Auseinandersetzung mit den konfessionellen Öffnungstendenzen versprechen.

Der Verfasser setzt sich zunächst tatsächlich mit den derzeit modellartig durchgespielten Neuordnungen des RU auseinander. Dabei geht er allerdings nicht auf die konkreten Ausgangsbedingungen und Nöte derjenigen ein, die religiöse Bildung im öffentlichen Raum zu organisieren haben. Vielmehr delegitimiert er auf der Basis einer sogenannten „theologischen Religionspädagogik“ (sic!) die in den amtlichen Dokumenten sich findenden Begründungsfiguren. Sie seien in erster Linie pragmatisch-politischer Natur und bedienten mit ihrer propagierten demokratiekompatiblen Extremismus-Prophylaxe den gesellschaftlichen Mainstream. Zu Recht hebt Thoma die Verpflichtung heraus, das



Fach jenseits einer Minderheiten-Insiderlogik begründen zu müssen, schließlich gehe es auch darum, die Zustimmung der Res Publica abzusichern. Umso erstaunter ist der Leser allerdings, dass die Überlegungen Thomas gerade diesem Anliegen dann nicht gerecht werden und in ein Selbstgespräch abgleiten.

Schon der bei Anselm von Canterbury ansetzende theologisch-philosophische Grundkurs stellt den religionspädagogisch-didaktisch interessierten Leser auf eine Geduldsprobe. Es folgen linguistische und argumentationslogische Reflexionen, die in eine Übersicht mit „gültigen Syllogismus-Modi“ münden (114-116). Auch die Abschlussüberlegungen verweigern sich konsequent einer Aufnahme des religionspädagogischen Dialogs mit den Zeitgenossen. Störend ist der mehr oder minder sich durchziehende Subtext: Hier wird die Welt richtig erklärt.

Wer in diese Welt der Prädikatoren, Nominatoren und Allquantoren, von „Konklusions-Elementaraussagen“ und solchen, die „logisch halbformatiert“ werden müssen, abtauchen oder die Grundformen logisch stringenten Argumentierens (neu) erlernen möchte, ist mit dem vorliegenden Büchlein gut bedient. Wem die Nöte der Lehrkräfte angesichts der fachlichen Plausibilisierungskrise sowie die praktische Bildungsarbeit am Herzen liegen, wird eher woanders fündig werden.

Günter Nagel

Jens Palkowitsch-Kühl

**Digitale Medien im Religions- und Ethikunterricht
Bedingungsfaktoren für die Medienintegration an
Schulen**

Religionspädagogik innovativ

Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. 2023

297 Seiten m. s/w Abb.

49,00 €

ISBN 978-3-17-043406-6

Jens Palkowitsch-Kühl ist Referent für digitale Bildung am Religionspädagogischen Zentrum der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Das vorliegende Buch ist seine Promotionsarbeit, wodurch der wissenschaftliche Schwerpunkt des Werkes definiert ist: Über die Hälfte der Schrift widmet sich der theoretischen Einordnung und Darstellung der Frageordnung, ergänzt vom zweiten Block, der die Methodik der Untersuchung umfasst; auf rund 80 Seiten werden die Untersuchungsergebnisse und eine Diskussion dieser dargestellt. Es zeigt sich somit schon zu Beginn der Rezension, dass das Werk nicht für jede Ethik- bzw. Religionslehrkraft von Relevanz ist, da der wissenschaftliche Zugriff vor dem unmittelbaren unterrichtlichen Mehrwert steht. Nichtsdestoweniger ist die Lektüre für diejenigen Lehrkräfte und Lehrenden (an Studienseminaren und Universitäten) lohnend, die sich mit der Digitalisierung im Allgemeinen und für die Fächergruppe Ethik und Religion auseinandersetzen wollen.

Seit der Corona-Pandemie hat die Digitalisierung einen Schub in den Schulen erfahren, der noch nicht abgeschlossen ist. Gleichmaßen sind viele Kollegien nahezu überrollt worden, sodass sowohl die Arbeit vor Ort als auch die Forschung noch im stetigen Wandel sind. Im Bereich der Wissenschaften klafft für Ethik und Religion eine Lücke, die Palkowitsch-Kühl zu füllen beginnt. Er untersucht anhand von Selbsteinschätzungen und Beschreibungen des Unterrichts von Lehrkräften seine Professionsforschung. So folgt er dem Modell professioneller Handlungskompetenzen, welches Lehrkräfte als wichtigste Akteure begreift und ihnen somit auch die Hauptrolle in der Vermittlung digitaler Kompetenzen zuschreibt. Entsprechend breit werden im



Buch anhand von Studien die Entwicklungslinien der Professionsforschung und Bedingungsfaktoren der Medienintegration dargestellt. Des Weiteren zeigen zahlreiche Abbildungen beispielsweise das Thematisieren der Inhalte von Medien im Unterricht auf.

Lohnend sind dabei die Ausführungen zur Fachkultur, die als ein entscheidender Bereich für eine gewinnbringende Medienintegration gesehen wird. Gerade für die Fächer Ethik und Religion bleibt aber leider (noch) offen, wie stark die eigene Fachkultur einwirkt. Forschungslücken werden klar aufgezeigt, zumal die Lebensweltorientierung, die im Wesen der beiden Fächer liegt, nicht mehr ohne Internet und Co zu denken ist.

Einen großen Faktor sieht die Arbeit zudem in den Einstellungen und Überzeugungen der Lehrkraft und – überraschenderweise – weniger in der Ausstattung der jeweiligen Schule. In diesem Kontext wird auch passend auf die Verortung von Medienkompetenzen in religionspädagogischen Kompetenzmodellen verwiesen. – Insgesamt zeigt sich eine Diskrepanz, die viele Kollegien im Alltag erleben werden: Der Umgang mit digitalen Medien wird per se positiv bewertet, es mangelt aber oft an pädagogischen Kompetenzen, um diese adäquat zu vermitteln.

Um die Faktoren zu untersuchen, wendet der Autor empirische Untersuchungen an – zum einen anhand von Fragebögen, die auf der Grundlage von bestehenden Studien entwickelt wurden, zum anderen eine Gruppendiskussion von Lehrkräften. Die Darstellung der Methodik (Stichprobenbeschreibung, Fragebogenentwicklung, Auswertungsstrategien, Methode der Datenerhebung etc.) ist für die Nutzung im universitären Bereich richtig und wichtig, für die „alltägliche Leserschaft“ aber nur mäßig relevant.

Informativ sind die Untersuchungsergebnisse, die in vielen Abbildungen aufgearbeitet sind – sei es die Rolle von Alltagsmedien im Religionsunterricht oder die Selbsteinschätzung der Medienkompetenz. So ergibt sich das Bild, Ethik- und Religionsunterricht nicht in einen Medienunterricht zu verwandeln, wenngleich die Nutzung dieser einen hohen motivationalen Faktor innehat.

Geradezu unterhaltsam ist die Lektüre der Ergebnisse der Gruppendiskussion, da hier etliche originale Ausführungen der Lehrkräfte zu lesen sind, die sowohl negative als auch positive Überzeugungen aufzeigen, die die Leserschaft zu beiden Teilen aus dem eigenen Alltag wiedererkennen wird. Hier regt die Lektüre insbesondere zur Reflexion und Diskussion an, wenn z. B. die These aufgestellt wird, dass „Schülerinnen und Schüler auch herkömmliche Techniken und Methoden erlernen [sollen]“, da sie das „digitale Feuerwerk zuhause“ haben (210).

Final ergibt sich die Diskrepanz, dass die Schülerschaft in einer Kultur der Digitalität lebt und die Lehrenden motivierende digitale Lehr- und Lernwege benötigen. Die Forschung steht diesbezüglich noch am Anfang, was Palkowitsch-Kühl treffend aufzeigt.

Daniel Lomp

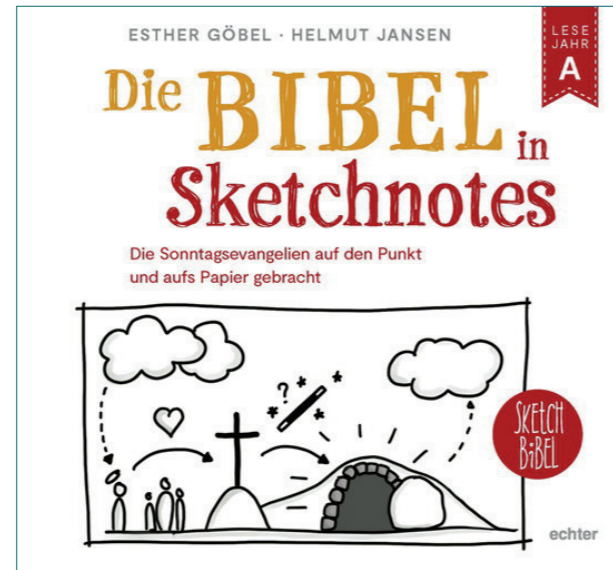
Esther Göbel / Helmut Jansen
Die Bibel in Sketchnotes
Die Sonntagsevangelien auf den Punkt
und aufs Papier gebracht
Lesejahr B

Würzburg: Echter Verlag. 2023
116 Seiten m. s/w Abb.
16,90 €
ISBN 978-3-429-05937-8

Dieses Buch enthält Auslegungsideen für die Sonntagsevangelien sowie Visualisierungen der Text- und Erklärungselemente. In verlinkten Videos kann man die Entstehung der Zeichnung aus der Auslegung auf YouTube miterleben. „Sketchnote“ bezeichnet die Visualisierung eines Textes mit Skizzen, Texten und Strukturen in zweidimensionaler Anordnung.

Die Texte und Visualisierungen, die Esther Göbel und Helmut Jansen erarbeiten, nutzen verschiedene Herangehensweisen. Übertragen in die moderne Welt wird Jesus „Influencer“ genannt, seine Jünger sind „Follower“ und der geheilte Aussätzige „twitert fröhlich durch alle Gassen“. Mentales Chaos wird gezeichnet als Wirbel moderner Kommunikationsmittel, eine Idee als modernes Leuchtmittel. Zu den Auslegungen gehört die Erklärung von Sachverhalten, etwa warum im Vorhof des Jerusalemer Tempels Geldwechsler gebraucht wurden, welche Folgen Aussatz für einen Menschen zur Zeit Jesu hatte oder was der Name Gabriel bedeutet.

Generell sind die Auslegungen kreativ, einfühlsam, manchmal überraschend, manchmal konventionell. Die Zeichnungen sind keine platten Abbildungen der im Text genannten Elemente, sondern nötigen dazu, mehr als einmal genauer hinzuschauen und ein bisschen nachzudenken. Schaut man die YouTube-Videos an, die im Buch in Form von QR-Codes verlinkt sind, dann erschließt sich leichter, wie sich die Zeichnungen auf die Bibelauslegungen beziehen. Dass zum Beispiel der Edelstein im Sketch zur Verklärungsgeschichte die Kostbarkeit des Alltags versinnbildlichen soll und das alles sehende



Auge in der Gedankenblase eines Wanderers die Betrachtung der Welt aus der Perspektive Gottes veranschaulicht, begreift man im Video leichter, weil sich Textvortrag und Tätigkeit des Zeichners gegenseitig erläutern.

Das Bändchen zum Lesejahr A war rasch vergriffen. Es scheint also ein Bedürfnis zu geben, in der Form von Sketchnotes einen anderen Zugang zu den Sonntagsevangelien zu bekommen. Da einige der Sonntagsevangelien im Religionsunterricht eine Rolle spielen, ist das Buch auch für Religionslehrkräfte nützlich beispielsweise als Einstieg in die Erarbeitung einer Bibelstelle mit der Präsentation der passenden Sketchnotes oder des kurzen Videos oder als Anregung an die Lernenden, sich selbst in dieser Form, die nicht so viel zeichnerische Begabung voraussetzt, mit biblischen oder anderen Texten auseinanderzusetzen. Das Buch und mehr noch der schon länger von Göbel und Jansen betriebene frei zugängliche YouTube-Kanal „Sketch Bibel“ können zur Gestaltung eines variantenreichen Bibelunterrichts beitragen.

Karl Vörkel

Michael Felten
„Schwierige“ Schüler
Wer sie versteht, kann ihnen helfen
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Reclam Verlag. 2023
120 Seiten
6,80 €
ISBN 978-3-15-014361-2

„Schwierige“ Schülerinnen und Schüler gibt es in allen Schulformen und Jahrgangsstufen. Möglicherweise hat ihre Zahl zugenommen und hängt dies mit einer stärkeren Verunsicherung von Eltern zusammen. Wer pädagogisch arbeitet und denkt, weiß: Patentlösungen gibt es nicht. Vermeintlich schnell wirksame „Rezepte“ wirken allenfalls kurzfristig durch Druck, lösen aber selten ein Problem dauerhaft.

Das vorliegende kleine Bändchen in der Reihe „Bildung und Unterricht“ des Reclam-Verlages räumt von vornherein ein, keine Patentrezepte zu haben. Außerdem beteiligt es sich ausdrücklich nicht an der schulpolitischen Diskussion über Rahmenbedingungen, personelle Ausstattung, Klassengrößen etc. Das Augenmerk liegt schlicht auf der Frage: Was kann eine einzelne Lehrkraft (oder vielleicht auch zwei, die in derselben Klasse unterrichten) erreichen? Ein Zitat mag den Ansatz verdeutlichen: „Bei der Analyse größerer Lernschwierigkeiten und Verhaltensprobleme werden systemische Aspekte von Schule regelmäßig überschätzt. Tatsächlich haben solche Kinder entweder akute Beziehungsprobleme in Familie oder Peergroup – oder sie haben in den ersten Lebensjahren ein irrtümliches Selbstbild samt ungünstiger innerer Zielsetzung entwickelt ...“ (66)

Der Autor Michael Felten ist Gymnasiallehrer im Ruhestand, Lehrbeauftragter und Referent in der Lehrerweiterbildung sowie Verfasser von Unterrichtsmaterialien und schulpädagogischen Fachbüchern. Er hat für den vorliegenden Band zahlreiche Fallbeschreibungen aus der Fachliteratur zusammengetragen und stellt die einzelnen Beispiele als „typische“ Fälle vor. Schnell wird klar, dass es kei-



nen grundlegenden Unterschied zwischen Beispielen aus den 1960er Jahren und aus der Gegenwart gibt. Schnell wird auch klar: Lehrkräfte arbeiten nicht therapeutisch, sondern pädagogisch. Ihr Augenmerk liegt nicht auf der biografischen Vergangenheit eines Kindes, sondern auf der Gegenwart und Zukunft im Kontext des schulischen Settings. Ausgehend vom Konzept der Individualpsychologie nach Alfred Adler (1870-1937, österreichischer Arzt und Psychotherapeut) und durch viele aussagekräftige Zitate unterstützt, stellt Felten seinen Ansatz einer tiefenpädagogischen „Störungskompetenz“ vor: Wo es gelingt, ein vertrauensvolles Verhältnis aufzubauen, werden positive Veränderungen möglich. Für ein solches Verhältnis braucht es Einfühlung in die Situation eines Kindes oder Jugendlichen, gerade auch in das Selbstbild und die inneren Zielsetzungen, es braucht ehrliche und wertschätzende Rückmeldung zum Verhalten und den schulischen Leistungen, und es braucht individuelle Angebote zur konstruktiven Zusammenarbeit. Dadurch werden kaum alle Probleme gelöst, aber es kann zu positiven Veränderungen führen, die die weitere Schullaufbahn eines Kindes oder Jugendlichen nachhaltig unkomplizierter machen.

Felten reflektiert ebenfalls, welche Rolle die Klassengemeinschaft als „heilsamer Ort“ bei der Unterstützung Einzelner spielen kann. Er stellt verschiedene Formen der Kooperation, wie z.B. den Klassenrat, vor. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit der Rolle von Eltern und der Frage, ob und wie diese als Mitspieler gewonnen werden können.

Das Buch von Michael Felten will ausdrücklich Mut machen – Mut, mit einem einzelnen „schwierigen“ Schüler oder einer „schwierigen“ Schülerin anzufangen, sich auf eine konstruktive Auseinandersetzung einzulassen und sich ggf. Mitstreiter zu suchen. Es will Mut machen, einmal aus einem Machtkampf auszusteigen und die eigene Energie in die Frage umzuleiten: Welches Spiel spielen wir hier eigentlich – und wie komme ich da heraus? Patentlösungen und Erfolgsgarantien gibt es wie gesagt nicht, auch keine Checklisten oder Planungsraster. Für schnelle Instruktion ist das Buch insofern nicht geeignet. Eher könnte es eine gute (gemeinsame) Grundlage sein z.B. für Lehrkräfte, die sich regelmäßig zur kollegialen Fallberatung oder zur Supervision treffen. Hier finden sie das Orientierungswissen, das Handwerkszeug und vor allem die pädagogische Haltung, auf die es bei der Arbeit mit „schwierigen“ Schülern ankommt.

Sebastian Lindner

Christoph Beuers / Jochen Straub
Die Farben des Glaubens
Die Sakramente

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag, 2024
128 Seiten m. farb. Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-7666-3680-5

Das vorliegende Buch bringt in einfacher Sprache ein im religionspädagogischen Bereich eher selten thematisiertes Thema nahe: die sieben Sakramente. Gleich zu Beginn wird in der „Einladung“ erklärt, dass Sakramente ein Geschenk sind – genauer gesagt ein „Beziehungs-Geschenk“ –, denn „Gott will mit uns zusammenkommen“. Jedes Sakrament wird mit Hilfe einer Farbe eingeführt, denn „Sakramente bringen Farben ins Leben“. Von der Farbe Blau für die Taufe, bis zum Rot für das Sakrament der Ehe entsteht ein bunter Regenbogen, denn „Der Regenbogen ist das erste Sakrament von Gott“.

Besonders ansprechend finde ich, dass ausgehend von den Sinnen korrelativ an das Sakrament herangeführt wird. So werden zu Beginn ganzheitliche Erfahrungen vermittelt. Es beginnt immer mit: „Ich sehe“ und „Ich fühle“. Diese Erfahrungen kann man ganz konkret mit der Zielgruppe in der Katechese, im Unterricht oder im Gottesdienst umsetzen. Dabei werden die Leserinnen und Leser bzw. Zuhörerinnen und Zuhörer immer wieder eingeladen, sich über eigene Erfahrungen Gedanken zu machen und auszutauschen, um über die Fragen „Was siehst du? Was fühlst du? Was verbindest du damit?“ einen Lebensbezug zu ermöglichen.



Am Ende findet man praktische Anregungen für den Umgang mit dem Buch bzw. Anregungen für Katechese, Religionsunterricht und Glaubensgespräche. Hier vermisse ich konkrete didaktische Umsetzungshinweise – Wie kann ich das Buch konkret einsetzen in der Praxis? Wie führe ich es ein? Was benötige ich zusätzlich dazu? – des sonst so gut durchdachten roten Fadens. Den Ausblick bildet eine Zusammenfassung von Weihbischof Dr. Reinhard Hauke (Erfurt), der noch einmal in Leichter Sprache erläutert, welche Bedeutung Sakramente heute haben.

Alles in allem ein Buch, das gut geeignet ist für eine ganzheitliche inklusive religionspädagogische Arbeit in der Katechese, im Religionsunterricht und bei liturgischen Feiern.

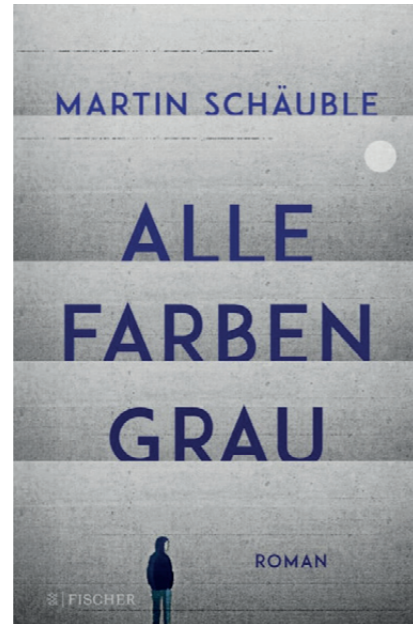
Regina Weleda

Martin Schäuble
Alle Farben Grau
Roman

Frankfurt: Fischer Verlag. 2023
270 Seiten
15,00€
ISBN 978-3-7373-4329-9

Für Paul ist die Welt, als blicke er durch einen Nebelfilter, alles ist grau: „Alle Farben Grau“. Kurz nach seinem Aufenthalt in Japan wird er, nachdem er wiederholt Suizidgedanken geäußert hat, in eine Jugendpsychiatrie eingewiesen. Mit seiner Entlassung scheint es, als käme er wieder in sein normales Leben zurück. Doch Paul ist kein Mensch, der innerhalb gewöhnlicher Variablen denkt, fühlt und handelt. Er lernt Japanisch, hat einen für sein Alter ungewöhnlichen Musikgeschmack und seine eigenen Formen sozialer Interaktion. Dass er am Asperger Syndrom leidet, wird erst in der Jugendpsychiatrie diagnostiziert, als er sechzehn Jahre alt ist. Er hört eine böartige Stimme in seinem Kopf, die ihm einredet, dass er nichts wert sei und er von keinem geliebt werde. Seine Depressionen nehmen zu, so dass er schließlich seinem Leben ein Ende setzt.

Der Roman beruht auf einer wahren Geschichte. Intensive Rechercharbeit und viele Gespräche mit Angehörigen, Betroffenen, Experten und Ärzten bilden die Grundlage des Romans; einige Darstellungen sind zum Schutz der Privatsphäre der Angehörigen fiktionalisiert. Martin Schäuble lässt verschiedene Personen, die Paul erlebt haben, zu Wort kommen. Das geschieht nicht chronologisch und wird mit Zitaten aus Filmen und Büchern ergänzt, was für den Leser immer wieder ein Innehalten bewirkt und herausfordert, sich auf neue Sichtweisen auf Paul einzulassen – sowohl vor als auch nach seinem Tod. Paul beschreibt Situationen, die er in der Psychiatrie, im Urlaub, in Japan oder auch mit seinem Freund Noah erlebt hat. Zwar weiß der Leser, dass Paul Suizid begehen wird. Doch erst nachdem man Paul und einige Personen kennengelernt hat, wird ausgesprochen, dass Paul nicht mehr am Leben ist, dass man ihn gefunden hat, dass er es nicht geschafft hat, am Leben zu bleiben. Die Tat selbst wird



nicht beschrieben, sondern durch zwei schwarze Seiten im Roman angezeigt, so dass Nachahmungsideen oder Sensationsgier ob des Todes eines Menschen nicht bedient werden.

Der Roman „Alle Farben Grau“ stellt die schwierigen Themen „Suizid von Jugendlichen“ und „Depressionen“ in den Mittelpunkt. Dies war schon immer eine dringliche Problematik; sie hat sich aufgrund der Schulschließungen infolge von Corona und der damit einhergehenden Reduzierung sozialer Kontakte verstärkt. Die Fälle psychischer Erkrankungen von Kindern und Jugendlichen haben sich vervielfacht. Darüber zu sprechen und sowohl die Betroffenen als auch Angehörige, Freunde und Bekannte angemessen zu begleiten und ihnen Hilfestellung anzubieten, ist jedoch ein großes Problem. Neben fehlenden Fachkräften und Klinikplätzen sind es die mangelnde Sprachfähigkeit und die Hilflosigkeit, die in vielen Fällen eine passende Unterstützung und Begleitung verhindern. Auch wenn viele Szenen des Romans sehr bedrückend und nicht einfach auszuhalten sind, so basieren sie auf Tatsachen und müssen erzählt werden. Mit diesem Buch leistet Martin Schäuble einen besonderen Beitrag zu Enttabuisierung dieser Themen.

Wenn dieser Roman mit Jugendlichen in der Schule gelesen werden soll, ist dabei eine intensive Vor- und Nachbereitung unerlässlich. Es ist keine Schullektüre, über die man einfach Inhaltsangaben und Essays schreiben kann. Vom Lehrer ist im Vorfeld zu klären, ob die Jugendlichen diesem Thema gewachsen sind, sich damit auseinandersetzen wollen und können und ob es Vorwissen oder Erfahrungen zu den Themen „Suizid“ und „Depressionen“ gibt. Begleitung durch Schulsozialarbeiter und die Thematisierung mit Experten im Rahmen eines Elternabends sind dringend empfohlen. Dennoch ist es lohnenswert, sich auf den Weg zu machen und dieses schwierige Themenfeld aus der Tabuzone zu holen. Das kann einen Beitrag dazu leisten, dass die Wahrnehmung von Jugendlichen mit psychischen Problemen geschärft und dadurch Hilfestellung zielgerichteter und zeitnah erfolgen kann.

Der Roman endet mit dem Aufeinandertreffen von Alina, die Paul in der „Klapse“ kennengelernt hat, und Noah, Pauls langjährigem Freund, auf dem Friedhof nach Pauls Beerdigung. Das Gespräch der beiden zeigt in ergreifender Weise, wie Zurückgebliebene, die auf unterschiedliche Weise in das Geschehen eingebunden sind – als Begleiter und als selbst Betroffene – versuchen, Worte zu finden und ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Sie fühlen sich wie nach einer Atomexplosion „verstrahlt“, ihr Leben ist verändert, aber für sie ist es nicht, wie für Paul, zu spät. Sie werden weiterleben.

Der Fischer-Verlag bietet zu diesem Roman sehr gutes Unterrichtsmaterial kostenlos zum Download an. Zudem sei auf die Stiftung Puhl Foundation hingewiesen, die Suizidprävention an Schulen aktiv unterstützt.

Ivonne Schweitzer

Tomáš Halík

Der Nachmittag des Christentums

Eine Zeitansage

Aus dem Tschechischen von Markéta Barth
unter Mitarbeit von Udo Richter

Freiburg: Herder Verlag. 2022

317 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-451-03355-1

„Eine Wahrheit, die aufhört ein Weg zu sein, ist tot.“ (49) – Mit klaren, verständlichen und im Kontext konkreten Sätzen zur Revision des zeitgenössischen Christentums fesselt der tschechische Priester, Soziologe und Religionsphilosoph Tomáš Halík von der ersten bis zur letzten Seite seines jüngsten Buches. „Der Nachmittag des Christentums“ erschien auf Tschechisch bereits 2021 und wird in diesen Tagen bei University of Notre Dame Press auf Englisch publiziert, hier jedoch mit der wörtlichen Übersetzung des originalen Untertitels „The Courage to Change“. Der Mut zur Veränderung, das heißt zur Offenheit für andere Konfessionen, Religionen, säkulare Weltanschauungen, sowie der Aufruf zur metanoia, einer inneren Umkehr auch der kirchlichen Institutionen, durchwirkt als Leitmotiv alle 16 Kapitel des Buches. Es ist daher nur schwer zu verstehen, warum die deutsche Ausgabe den Appellcharakter des Untertitels zurückgenommen hat in „Eine Zeitansage“.

Das ist nicht nur nichtssagend, sondern genau getrachtet nahezu sinnverkehrend. Denn Halík gelingt eine inspirierende Betrachtung der Wandlungen und geistesgeschichtlichen Bewegungen von der Entstehung des Christentums, dessen Anhänger zuerst „Menschen des neuen Weges“ genannt wurden, über die Mystik des Mittelalters bis zur herausfordernden Aufarbeitung der Missbrauchsfälle, atheistischen Bestrebungen und weltanschaulichen Gleichgültigkeit der Gegenwart. Sie nimmt den transformierenden Charakter der Geschichte in den Blick und ist gleichermaßen entfernt von Untergangsbefürchtungen, Durchhalteparolen oder reinen Zeitanalysen. Vielmehr ermutigt Halík dazu, die Zeichen der Zeit unerschrocken zu lesen, auch wo sie herkömmlichen christlichen Vorstellungen



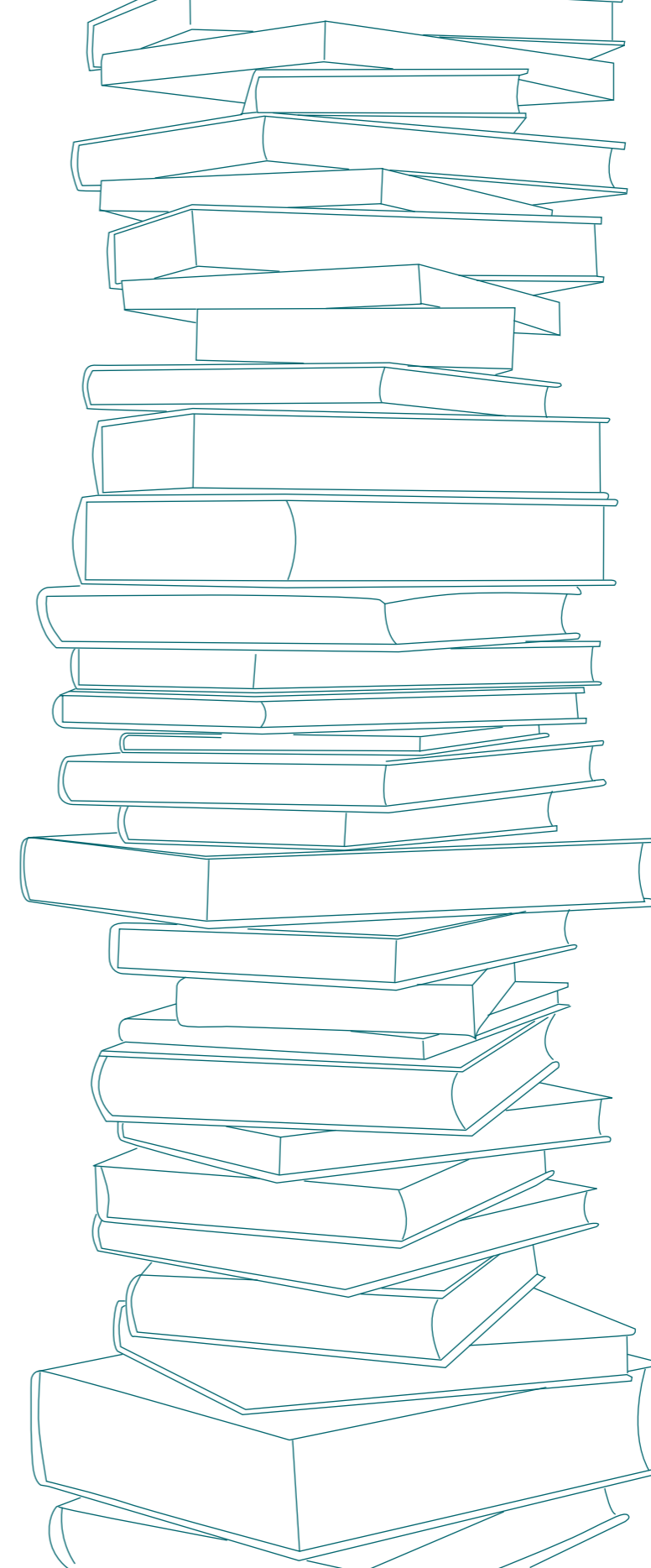
zuwiderlaufen. In den antireligiösen, aber humanistischen Reflexen der verschiedenen Aufklärungsphasen der Neuzeit und Moderne oder in der mitunter suchenden Orientierungslosigkeit der „Nones“, den weltanschaulich Ungebundenen der Gegenwart, sieht der Autor bedeutende Wegmarken. Sie können die Codes der Wirksamkeit eines Glaubens sein, der noch als „faith“, wenn auch immer seltener als „believe“ übersetzt werden will. Der Sinnsuche spricht Halík eine größere Gottesnähe zu als einem versteinigerten dogmatischen ‚Wahrheitsbesitz‘ – er respektiert den Zweifel ausdrücklich als einen Bruder des Glaubens. Das Kapitel 14 „Der Glaube der Nichtgläubigen und das Fenster der Hoffnung“ spiegelt etwa einen sehr persönlichen inneren Dialog v.a. mit dem geschätzten Atheisten André Comte-Sponville. Zu solcher Offenheit gelangt der päpstliche Prälats Halík (Ehrentitel durch Benedikt XVI.) in der konsequenten Anwendung und Fortführung des schon alttestamentarischen Topos vom Wirken Gottes in der Geschichte der Menschen, hier Israels: Wenn diese Emanation, gesteigert noch im Ursakrament der Menschwerdung in Jesus Christus, tatsächlich wirkmächtig ist, wie kann dann theologisch gleichsam ‚aussortiert‘ werden nach menschlichen Kriterien, anstatt „Gott in allen Dingen“ (Ignatius von Loyola) zu suchen?

Auf den Gründer des Jesuitenordens bezieht sich Halík immer wieder und erschließt damit nicht zuletzt einen Aspekt der jesuitischen Spiritualität von Papst Franziskus – ihm ist das Buch gewidmet, der in einem Interview sagt: „Unser Leben ist Gehen, Wandern, Tun, Suchen, Schauen.“ Die Prozesstheologie Halíks sucht geschichtliche Dynamik auf ihre göttlichen Zeichen, ihre Sinnhaftigkeit hin zu lesen, sie kontemplierend in einer weit über das Rationale hinausgehenden Weise behutsam in der Perspektive der Hoffnung zu deuten. Sie strebt damit bewusst einen Gegensatz zur Beharrung scholastischer Lehrgebäude, fundamentalistischer Behauptungen oder zu einem rein analytischen Nihilismus an. Es geht also weder um eine belehrende ‚Ansage‘ an die heutige Zeit noch um eine wertende Aussage über unsere Zeit; vielmehr geht es um eine selbst demütige und zugleich zur Demut motivierende Versöhnung mit der eigenen Zeit, in der sich der liebende, nie ganz zu fassende Gott (im Gegensatz zu allen verdinglichten, berechenbaren Götzen) zeigt.

Halík ist ein dem christlich-katholischen Glauben tief loyales und zugleich hochgradig kritisches, bewegendes, ja umwälzendes Buch gelungen. Möglicherweise konnte es so nur von einem Geistlichen geschrieben werden, der aus dem Untergrund des ehemaligen Ostblocks kommt und ein echter ‚Überzeugungstäter‘ ist. Der 1948 geborene Halík wurde mit 30 Jahren heimlich zum Priester geweiht und war enger Mitarbeiter von Václav Havel und Kardinal Tomášek. „Der Nachmittag des Christentums“ lässt spüren, dass der Autor nicht nur soziologisch den Puls der Zeit fühlt, sondern intimste und breiteste seelsorgerische Erfahrung hat. Er lässt den Leser – ohne Details zu nennen – wissen, was er in der Arbeit mit sexuell missbrauchten, homosexuellen und geschiedenen Menschen erlebt hat, wenn er bekennt, ihn hätten die Lehrbücher der katholischen Moral zu lange den Blick auf die individuellen Probleme verstellt: „Heute schäme ich mich dafür“ (273). Es seien die Wunden der Menschen, in denen sich Jesus offenbart.

Im Haupttitel des Buches wird die derzeitige Lage des Christentums (und seine Potentiale) parallelisiert mit einer Entwicklungsphase des Individuums, die C.G. Jung als eine Phase nach dem mittäglichen Tief beim Erreichen der wesentlichen Lebensziele beschrieben hat. Der Mensch – und nach Halík die Bewegung des Christentums als Ganze – musste im Mittagstief vieles hinter sich lassen und herbe Verluste erleiden, um sich jetzt zu einem reiferen Zustand zu transformieren. Es gilt diese Transformation nicht als Untergang zu begreifen, sondern als metanoia. Dies ist, keine Beschreibung, sondern ein Aufruf!

Rita Anna Tüpper



Gianluca De Candia
Der Sprung in den Glauben
Von der existenziellen Relevanz des Christentums

Freiburg: Herder Verlag, 2023
144 Seiten
18,00 €
ISBN: 978-3-451-39634-2

Den christlichen Glauben in der Gegenwart zu plausibilisieren ist eine Herausforderung für alle theologischen Disziplinen. De facto arbeitet jedoch vorrangig die Religionsdidaktik einigermaßen breitenwirksam auf diesem Feld, während Katechetik und Predigtlehre nur noch einen kleinen Kreis von Interessierten zu erreichen vermögen. Die Zeiten, in denen Hans Küng und Eugen Drewermann in bürgerlichen Kreisen gelesen wurden, sind wohl endgültig vorbei. Theologie und Glaube sind ein Nischenphänomen geworden.

Nun versucht sich der Kölner systematische Theologe Gianluca De Candia mit einem kleinen Büchlein an der apologetischen Herausforderung. Im Schnittfeld von Philosophie, Kulturhermeneutik und Theologie soll auf der Linie von Paul Tillich die gegenseitige Erschließung von Existenz und Glaube an einigen zentralen Punkten aufgewiesen werden. Insbesondere Lehrkräfte werden aufmerken und zugleich erhoffen, dass das, was sie alltäglich korrelationsdidaktisch betreiben, eine Vertiefung und Erweiterung erfahren kann.

De Candias „Hermeneutik des positiven Vielleicht“ (14) geht nach einer begrifflich klärenden Hinführung mehr oder weniger systematisch die theologischen Gegenstandsbereiche durch, um zentrale Dogmen des christlichen Glaubens zu erhellen. Plausibel ist der Ansatz beim staunenden und fragenden Menschen, bei seiner Verletzlichkeit und seiner Sehnsucht nach unbedingter Annahme, für die der Begriff der Rechtfertigung bereitgehalten wird. Lesenswert ist De Candias jesulogischer Anweg zur Christologie (71-79), auf welchem der Stil Jesu und seine „souveräne Unbefangenheit“ als Quintessenz eines einnehmenden menschlichen Wesens charakterisiert werden.



Nachdenklich machen De Candias Ausführungen zur „Humorlosigkeit des Christentums“ (81-103). Mehr oder weniger deutlich gesteht der Autor ein, dass dem menschlichen Lachen eine die Erkenntnis von absoluten Wahrheiten und deren Gewichtigkeit relativierende Funktion zukommt. Umberto Ecos totalitarismuskritische Frage im Roman „Der Name der Rose“ („Hat Jesus gelacht?“) lässt grüßen. Mit gemischten Gefühlen nimmt der Leser De Candias Bemühungen zur Kenntnis, die christlichen Mysterien bzw. Dogmen als „polar-ironisch“ (96) zu verstehen. Unvermischt, unverändert, ungeteilt, ungetrennt – das Verhältnis von göttlicher und menschlicher Natur als Freude an der Zusammenstellung „inkommensurabler Perspektiven“? Sind die heftigen Auseinandersetzungen um die an Begrifflichkeiten festzumachende Rechtgläubigkeit dann nicht doch etwas verklärend interpretiert worden?

Schwierig gestaltet sich naturgemäß das Eintauchen in das Geheimnis der Trinität. De Candia versucht es mit verschiedenen Zugängen, die entweder der Musik, der darstellenden Kunst oder der Erfahrung der Liebe entnommen sind. Die Sünde versteht er als antitrinitarische Dissonanz und greift auf Beispiele aus dem Bereich der Psychologie zurück. Idealistisch und nur bedingt überzeugend behauptet er abschließend, dass die christliche Offenbarung potenziell alle Dissonanzen beheben kann. Vorsichtig mag der Leser anmerken, dass der Autor offensichtlich nur das zurückbekommt, was er vorab projektiv in den Begriff der Gottheit hineinverlegt hat.

Interessant ist das Schlusskapitel über die Engel und deren Funktion in der religiösen und nichtreligiösen Literatur. Anders als in der theologischen Dogmatik wird nämlich in der Literatur die Wirkung der Narratio sichtbar. Die frei von apologetischem Interesse gestaltete Erzählung macht auf die Leerstellen der menschlichen Existenz aufmerksam und verhilft ähnlich wie Musik und Kunst zu einem Perspektivwechsel, zu dem die biblisch-christliche Religion einladen möchte. Insofern bietet das kleine Büchlein von De Candia ein offenes Ende, ein Ausblick auf das „positive Vielleicht“.

Günter Nagel

Peter Trummer

Auferstehung jetzt – Ostern als Aufstand

Theologische Provokationen

Neuausgabe

Freiburg: Herder Verlag, 2023

205 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-451-39499-7

Peter Trummer gibt in seinem klar strukturierten, flüssig lesbaren Buch mit 33 kurzen Kapiteln originelle Denkanstöße, um die christliche Botschaft von Kreuz und Auferstehung Jesu zu verstehen und umzusetzen.

Der Einleitung über die sonntägliche Feier der Auferstehung und ihre Konsequenzen (Kapitel 1) folgen Ausführungen über die Passion Jesu (Kapitel 2 – 21): Anschaulich führt Trummer die äußeren Ereignisse und das Handeln beteiligter Personen, Freunde beziehungsweise Gegner Jesu vor Augen. Darüber hinaus erläutert der Autor die unterschiedlichen neutestamentlichen Deutungen der Passion kenntnisreich und differenziert. So macht er in ihrem jeweiligen Kontext die theologische und existentielle Innenseite des Geschehens plausibel. Kritisch muss Trummer dabei feststellen: Allzu lange und noch zu oft dient die von Projektionen und Vorurteilen geprägte defizitäre Verkündigung der Botschaft vom Kreuz dazu, Menschen zum bloß jenseitsbezogenen Erdulden ihres Leidens aufzufordern. Dagegen geht es darum, an die Stelle einer solchen vertröstenden, herrschaftsstabilisierenden Verfälschung der Rede von der Passion Jesu das Leiden Christi in dem vielfältigen Leid heutiger Menschen wiederzuerkennen. Das hat Mitleiden und Solidarität zur Konsequenz, fordert den Aufstand gegen überwindbare, leidverursachende Zustände. Nur so kann die Meditation des Leidens Jesu Christi am Kreuzweg weiterhin glaubwürdig und praxisrelevant bleiben.



Die Hoffnung stiftende, motivierende Botschaft von der Auferstehung des Gekreuzigten, von seiner Himmelfahrt und der pfingstlichen Geistsendung entfaltet Trummer im Folgenden (Kapitel 22 – 31): Es geht bei der Auferstehung nicht um die Wiederherstellung der körperlichen Existenz. Sterben besteht im Eintauchen in das Leben Gottes mit allen leibhaftigen Erfahrungen, den personalen Beziehungen der Lebensgeschichte. Der Auferstandene lässt sich nicht festhalten. Auferstanden lebt er in der Dimension Gottes. Das gilt für Jesus als dem Ersten, aber auch für jeden Einzelnen. Wir stehen in der gleichen Weise auf wie er und brauchen uns nicht auf ewig lange Zwischenzeiten einzustellen. Die Erzählung von der Himmelfahrt macht das Hinaufgehen Jesu zum Vater anschaulich, was die Rückkehr der Jünger in die Stadt und ihr Handeln zur Folge haben muss. Dazu befähigt der Heilige Geist. In ihm ist Jesus Christus in und zwischen den Menschen da. Das Brotbrechen mit dem auferstandenen Christus als Gastgeber, ein geschwisterlicher, gemeinsam gestalteter Gottesdienst ist für die christlichen Gemeinden von Anfang an der Dank für die Gegenwart Jesu Christi und Gottes, das Abba, in ihrem Heiligen Geist – Eucharistie.

Trotz der bleibenden Gegenwart des Auferstandenen gehört der Tod zur Wirklichkeit. Er ist zwar überwunden. Aber das Leiden bleibt ein Kennzeichen der Schöpfung. Diese wartet auf die endzeitliche Erlösung. Auf diesem Hintergrund sind zwei Aspekte wesentlich: Sein Tod und seine Auferstehung bedeuten für Jesus die Entgrenzung, der auferstandene Christus fühlt deswegen mit dem ganzen Kosmos mit. Und darüber hinaus: Gott, dem Vater, geht nicht nur der Tod Jesu nahe; als Schöpfer trifft ihn das Leid jedes Einzelnen und der gesamten Schöpfung. Darin liegt für Trummer der Umkehrpunkt. Angesichts des mitleidenden Gottes wurde es ihm möglich, das Kreuz lieben zu lernen (Kapitel 32): Der mitleidende Gott richtet auf. Er gibt dem Einzelnen die Kraft, den göttlichen Funken in sich zu entdecken. Mit dem Mut zu sich selbst ist individuell und politisch der Widerstand gegen die Schwerkraft der Verhältnisse möglich.

Schließlich fragt Trummer: „Kann die Kirche noch auf(er)stehen?“ (Kapitel 33). Eindringlich skizziert der Autor Voraussetzungen dafür: Eine Gemeinschaft des Miteinanders, die im Brotbrechen für einander guten Mutes bleibt. In ihr werden priesterliche Menschen die Aufgabe haben, für andere vorzusorgen ohne, vorstehen oder zurechtweisen zu wollen. Eine auferstehende, aufstehende Kirche wird schon heute und in Zukunft dazu in erster Linie Frauen, dann aber auch Männer brauchen.

Für Trummer wurde der Titel seines Buches zum Lebensprogramm. Dessen persönliche, existentielle Bedeutung vergegenwärtigt er einem breiten Leserkreis. Unmissverständlich klärt der Autor, was nicht mehr trägt: Missverständnisse werden namhaft gemacht; kritische Anfragen richten sich an den Einzelnen und an die Gemeinschaft. Der Kirche traut Trummer zu, dass sie beim gemeinsamen Brotbrechen, das Grenzen überwindet, mit Christus aufersteht. Die Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi muss zum Handeln führen. Sie bedeutet Sendung. Orientiert an dieser Botschaft, ist es möglich, aufzustehen, bisweilen auch den Aufstand zu wagen, entsprechende Situationen zu nutzen.

Die einzelnen Denkanstöße, die in beliebiger Reihenfolge gelesen werden können, durchzieht als der rote Faden das leitmotivisch klar herausgearbeitete Gottesverständnis: Gott, der unbedingt beziehungsweise ist, liegt die Schöpfung und damit jeder Einzelne am Herzen. Gottes schöpferisches Ja endet im Tod nicht. Daraus entspringt die Hoffnung auf die Auferstehung, auch mitten am Tag. Beginnen kann diese Zuversicht als die Chance, in unterschiedlichen Lebenssituationen aufzustehen und damit immer neu anzufangen. Dazu gehört das gemeinsame Handeln, die Auseinandersetzung und nicht zuletzt das verständnisvolle, persönliche Gespräch, auch im Religionsunterricht. Peter Trummers „Theologische Provokationen“ sind ein aufrüttelnder, aber mehr noch ein ermutigender Weckruf.

Heribert Körlings

Uwe Wolff
Engel
Mit Illustrationen von Sebastian Rether

Frankfurt / Wien / Zürich: Büchergilde Gutenberg. 2023
360 Seiten mit s-w Abb.
38,00 € (Nur für Mitglieder)
ISBN 978-3-7632-7426-0

Der erste Blick auf die opulente Anthologie mag irritieren. Der Einband ist pechschwarz, und an das „G“ des Titelwortes schmiegt sich ein kleines Wesen, das gewiss eher teuflisch denn himmlisch aussieht. Die Innenseiten des Einbandes wiederum bilden auf jeweils zwei Seiten beide Sphären ab: höchst bewegliche, kleine Engelsgestalten und dunkle, gehörnte „Flecken“, die auf Teuflisches verweisen. Wer den Band studiert, merkt rasch, dass der Autor die ganze, ambivalente Engel-Tradition in den Blick nimmt: die alterslosen Bewohner der Ewigkeit („Engel sind ewige Jugendlichkeit, verbunden mit der Weisheit des Alters“) wie die „gefallenen“ Engel, die man weniger mit „Sphärenmusik“ denn mit Dämonen oder dem Blocksberg verbindet. Diese Anthologie, von A bis Z geordnet, lässt sich als eine Summa des Theologen und Kulturwissenschaftlers entgegennehmen. Für Uwe Wolff, 1955 geboren, wurden Engel zu einem Lebensthema. Er widmete ihnen zahlreiche Werke und Betrachtungen, ist in der Öffentlichkeit immer wieder als eine anregende Stimme zu diesem „flüchtigen“ Thema gefragt. Auch deshalb, weil er glücklicherweise nicht zu einem Engel-Dogmatiker oder Esoteriker wurde. Ja, Engel „gibt“ es und sie „wirken“ auch, so veranschaulicht es der Autor ein ums andere Mal. Aber sie wirken „mit“, wie auch Romano Guardini meinte, „in der Stimme des Gewissens, in den Warnungen des Herzens, im Wort der Freunde, in den Folgen des Tuns, im Sinn der Geschehnisse“. Eine solche Bestimmung lässt vieles offen – und wird womöglich dadurch dem unaufdringlichen Wesen der Engel wie der menschlichen Freiheit gerecht.



Rund 270 Begriffe aus der Welt der Engel wie der Menschen sind in dem Band versammelt. Nach „Altern“ bildet „Angelus“ das zweite Stichwort, das uns zu einer der schönsten christlichen Gebetstraditionen führt; zu dem Engel des Herrn, einem Gebet, das im 13. Jahrhundert entstand, mit dem der Fromme drei Mal am Tag die Gottesmutter Maria grüßt. In einem angenehm lockeren, heiteren Ton, der den Band prägt, merkt der Autor an: „Auch im Medienzeitalter bleibt das Gebet der direkte Draht zum Himmel und die schnellste Möglichkeit der Kommunikation mit Gott. Die himmlischen Server funktionieren immer, kennen keinen Datenstau und keine Überlastung.“

Doch wo Menschen sind und ihre nicht selten katastrophische Geschichte, da kann es nicht nur die „reine Stirn der Engel“ (Gottfried Benn) geben. Bei Paul Klee wie bei Walter Benjamin wird dies deutlich. Häufig suchte Klee unvollkommene Engelmotive darzustellen („Hässlicher Engel, „Zweifelder Engel“, „Engel im Kindergarten“), und Benjamin deutete Klees „Angelus Novus“ von 1920, ein Bild, in dessen Besitz er war, als Symbol der Heimatlosigkeit und Ohnmacht: „Der Engel der Geschichte muss so aussehen.“ Wer sich mit Engeln beschäftigt, kann somit zu einer weiteren Linse finden, zu ungewöhnlichen Sichten auf unsere schillernde Lebenserfahrung. Das dichte Netz an künstlerischen, literarischen oder musikalischen Motiven, das der Autor in dieser Anthologie auswirft, ist ja kein Zufall. Verblüffend, dass Wolff neben all den Großen (Dante Alighieri oder, natürlich, Rainer Maria Rilke) auch einen umfangreichen Eintrag zu Karl May präsentiert. „Viele seiner Bücher beschreiben Erlösungsdramen“, stellt Wolff fest und zitiert den Autor von „Winnetou“ mit Sätzen, die fast schon eine Engel-Pädagogik zum Vorschein bringen: „Der Mensch denkt in allen Stücken zunächst an sich selbst, der Engel aber an seinen Schützling. Auch der Mensch tut Gutes, aber er will Dank sehen, der Engel aber niemals!“

Man mag an Engel „glauben“ oder nicht: Die Anthologie inspiriert und macht nachdenklich. Man kann sie als ein anspruchsvolles „Coffee table book“ sehen, zu dem wir immer wieder greifen, um der Schwere der Welt etwas Federleichtes, Beflügelndes zu entlocken.

Christian Heidrich

Bernhard Grümme
Öffentliche Politische Theologie
Ein Plädoyer

Freiburg: Herder Verlag, 2023
286 Seiten
48,00 €
ISBN 978-3-451-39527-7

Als sich die Deutsche Bischofskonferenz im Rahmen ihrer Frühjahrsvollversammlung am 22. Februar 2024 mit ihrer Erklärung „Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar“ an die Öffentlichkeit wandte, waren die medialen und gesellschaftlichen Resonanzen sowie die Zustimmung zu dem Text hoch. Die Gruppe „Christen in der AfD“ fühlte sich von ihm dermaßen provoziert, dass sie am 29. Februar 2024 einen offenen Brief an die Deutsche Bischofskonferenz richtete. Im Gegensatz zu vielen anderen öffentlichen Verlautbarungen erzielte diesmal eine Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz, die sich als politische versteht, eine breite Wirkung.

Dass Kirche und Theologie politisch sein müssen und sollen, ist ein Diktum, das der Theologe Johann Baptist Metz immer wieder in das gläubige Bewusstsein brachte. Dies beinhaltete für ihn die besondere Verantwortung, die die Kirche gegenüber den Marginalisierten, Entrechteten und Armen hat, und zwar ebenso in der Gegenwart wie auch gegenüber denjenigen in der Vergangenheit. Politische Theologie muss daher theodizee-empfindlich sein und darf als gefährliche Erinnerung den geschichtlichen Horizont nie aus dem Auge verlieren, vor allem auf dem Hintergrund der eigenen Missionsgeschichte, die immer zugleich auch Kolonialisierung war, und dem Zivilisationsbruch der Shoah.

Bernhard Grümme würdigt im vorliegenden Buch ausführlich das Verdienst von Johann Baptist Metz und seiner Neuen Politischen Theologie, die er vor allem als Gegenentwurf zur Politischen Theologie des Juristen und Politologen Carl Schmitt erarbeitete. Heute hätte Metz' Ansatz nur noch eine begrenzte Reichweite, weil sich vor allem durch die Globalisierung, Digitalisierung, postkolonialen Diskurse und



Genderdiskussion neue Problemlagen und Themen ergeben hätten. Vor allem die Digitalisierung hat zu einem „neuen Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas) beigetragen, dessen Auswirkungen für die weltweiten Gesellschaften als Paradigmenwechsel beschrieben werden kann.

Der Verfasser teilt sein Buch in drei große Kapitel ein. Im ersten fragt er danach, welche Aufgaben Theologie in der Demokratie hat. Im Rekurs auf die Neue Kritische Theorie (Axel Honneth, Rahel Jaeggi) bestimmt er die Demokratie als Lebensform, die es zu schützen gilt und daher auch von der Theologie argumentativ abgestützt werden muss. Im zweiten Kapitel diskutiert er den Begriff „Politische Theologie“. Er verweist dabei auf die Begrenzungen und Aporien der Neuen Politischen Theologie. Zugleich diskutiert er den Beitrag und Mehrwert, die die postkolonialen und Gender-Studien für eine Neukonzeptionierung der Politischen Theologie, die auf der Höhe der Zeit ist, bieten könnten. Dabei zeigt er die Begrenzungen und Aporien auf, die in vielen Ansätzen postkolonialer und Gender-Studien zu finden

sind. Daraus entwickelt er – in kritischer Distanz zu postmodernen Theorien einer „schwachen Vernunft“ mit einer begrenzten Reichweite – einen selbstreflexiven Universalismus, der den Anspruch hat, in seiner Argumentation eine starke prinzipielle Geltung zu formulieren, ohne dabei totalitär zu sein oder die menschlichen Wirklichkeiten platonisch zu überspringen.

Im dritten und letzten Kapitel stellt Grümme sein Konzept einer „Öffentlichen Politischen Theologie“ vor. In ihr entwickelt er die These von der Aufgeklärten Heterogenität als öffentlichkeitstheoretische Perspektive, die versucht, die pluralen Lebenswelten der Gegenwart begrifflich in ihrer Ambiguität einzuholen. Weiterhin begründet er sein Konzept einer Öffentlichen Politischen Theologie und zeigt auf, welche Innovationen es gegenüber der Neuen Politischen Theologie (Metz) zeitigt. Zum Schluss verweist er auf den Nexus von Öffentlicher Religionspädagogik und Öffentlicher Politischer Theologie, denn Letztere bedarf umfassender Bildungsprozesse, weil Demokratie als Lebensform nicht naturaliter im Menschen vorhanden ist.

Der Verfasser versteht sein Buch als einen ersten Entwurf und einen Neuanfang, der versucht, Öffentliche und Politische Theologie zusammen zu denken. Gerade auf Grund vieler Problemüberhänge, die vor allem ein neoliberalistischer Kapitalismus im Verbund einer umfassenden Digitalisierung generiert (z.B. Destabilisierung von Demokratien, selbstausbeuterische Selbstoptimierung, Fake News), ist es heute die Aufgabe der Theologie, die Botschaft Jesu Christi vom Reich Gottes und damit von einem befreienden Gott, der unabhängig von irgendeiner Leistungsfähigkeit jedem Menschen seine bedingungslose Liebe schenkt, in angemessener Form in die Öffentlichkeit zu bringen. Dabei rekurriert sie auf die These der Neuen Kritischen Theorie von der Demokratie als beste Lebensform, denn nur in ihr kann sich Jesu Botschaft vom Reich Gottes in ihrer Fülle entfalten.

Die Stärke von Grümme's Ansatz liegt in der kritischen Durchleuchtung der Begriffe „Öffentlichkeit“, „Politische Theologie“, „Demokratie als Lebensform“, „Postkoloniale und Gender-Studien“, „Öffentliche Theologie“, „Politik“ und „Öffentliche Politische Theologie“. Der Autor wehrt sich zu Recht gegen ihre naive oder unterkomplexe Verwendung. Zugleich zeigt er ihre Aporien und ihre Reichweitenbegrenzung auf und entwickelt daraus seinen eigenen elaborierten Ansatz.

Jede Stärke hat zugleich ihre Schwäche. Grümme's Ansatz ist hochkomplex, was ihn sehr abstrakt und „blutleer“ macht. Von daher kann man sich durchaus die Frage stellen, inwieweit er praktisch werden kann, ohne unterkomplex zu werden. Grümme formuliert vor allem die Bedingungen einer möglichen Öffentlichen Politischen Theologie. Wer alle diese Bedingungen wirklich berücksichtigen möchte und sich an eine konkrete inhaltliche Formulierung wagt, ist immer in Gefahr, irgendeinen Aspekt nicht genug zu würdigen.

Weiterhin ist zu fragen, welche Reichweite dieser Ansatz unter den gegenwärtigen Bedingungen wirklich haben kann. Zum einen besteht durch den Missbrauchskomplex, der beide Großkirchen in Deutschland betrifft, ein tiefes Misstrauen in der Öffentlichkeit gegenüber Aussagen kirchlicher Vertreterinnen und Vertreter, zu denen auch Theologinnen und Theologen gehören. Zum anderen hat Jan Löffel mit seinem Buch „Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt“ (2024) den Finger in die Wunde gelegt: Immer mehr Menschen sind absolut desinteressiert an Kirche und christlichem Glauben, und man nimmt keine öffentlichen Stellungnahmen mehr zur Kenntnis oder regt sich darüber auf. Und gerade theologische Statements werden noch weniger wahrgenommen oder allein sprachlich nicht mehr verstanden, weil die religiöse Sozialisation nur noch marginal oder komplett ausgefallen ist. Leider nimmt Grümme zu diesen Themen nur am Rande oder gar nicht Stellung bzw. zeigt nicht auf, wie in der Theologie damit umgegangen werden sollte. Sein Ansatz mag eventuell noch im wissenschaftlichen Kontext an den Universitäten eine gewisse Reichweite erfahren.

Yvonne Sherwood
Blasphemie
Geschichte und Gegenwart des Frevels
Aus dem Englischen übersetzt von Carla Hegerl

München: Claudius Verlag 2023
200 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-532-62894-2

Für den Bereich der Pfarreien, kirchlichen Bildungswerke und Akademien sowie den Religionsunterricht müssten aber Übersetzungen geleistet werden. Ob die Theologie durch die Komplexität einer Öffentlichen Politischen Theologie nicht in eine Professionalisierungsfalle geraten ist, muss sich noch zeigen, denn Übersetzungen leben davon, Komplexität in angemessener Weise reduzieren zu müssen. Eventuell wird der Autor in einem seiner nächsten Bücher zeigen, wie Konkretionen ohne Komplexionsverlust aussehen könnten.

Positiv zu vermerken ist der Anmerkungsapparat, das ausführliche Literaturverzeichnis sowie die Übersicht der behandelten Autorinnen und Autoren. Im Gegensatz zu vielen anderen theologischen Publikationen bei renommierten Verlagen gab es ein sehr gutes Lektorat, das den Text sorgsam redigiert hat.

Detlef Schneider-Stengel

Wie ein Relikt vergangener Zeiten ragt es aus der Geschichte in unsere Gegenwart hinein: das Vergehen der Blasphemie. Die Schmähung des Göttlichen, des Heiligen, die Lästerung der Götter, ja, Gottes selbst. Und doch scheint dieser „Frevel“ aktuell wieder an Relevanz zu gewinnen. Allen Prognosen zunehmender Säkularisierung im Allgemeinen und des Niedergangs der Bedeutung des Religiösen im Besonderen zum Trotz. Yvonne Sherwood, Professorin für Biblische Kulturen und Politik an der University of Kent, hat sich dieses Phänomen des Ungleichzeitigen näher angesehen und sich auf eine kulturgeschichtliche Spurensuche begeben. Herausgekommen ist eine erkenntnisreiche, wenngleich etwas mäandrierende Tour d’Horizon durch die Geschichte der Blasphemie. Sie nimmt ihren Ausgang im Buch der Könige des Alten Testaments mit dem Schicksal des Weinbergbesitzers Nabot, der als unschuldiges Opfer eines Blasphemievorwurfs sein Leben lassen muss, und reicht bis zu den durch Algorithmen manifoldig befeuerten „Hashtagblasphemien“ (180) unserer Tage.

Was ist Blasphemie überhaupt? Wie kann ein Begriff, der sich auf die Beleidigung der Götter in himmlischen Sphären bezieht, hier auf Erden überhaupt eine Bedeutung haben? Mit Fragen wie diesen eröffnet die Autorin ihre sechs Kapitel, in denen sie dem Begriff der Blasphemie nachspürt. Und von Beginn an wird deutlich, dass dieser sehr offen ist, viel Raum für Interpretationen lässt und zahlreiche weitere Fragen mit sich bringt: Wer oder was gilt als heilig? Wer oder was ist heilig genug, um überhaupt schutzbedürftig zu sein? Wie sehr muss eine Aussage oder Handlung beleidigen, um als blasphemisch zu gelten?



Indem Yvonne Sherwood ihre Antworten entlang prominenter Fallbeispiele aus den vergangenen Jahrhunderten entwickelt, kristallisiert sich die Kernthese ihres Buches zunehmend heraus: Die Blasphemie ist der Lackmustest sich verändernder Wertvorstellungen. An ihr zeigt sich, wie sich die Grenzen des Denkbaren, Sagbaren und Darstellbaren mit der Zeit verschieben. Das, was wir als blasphemisch wahrnehmen, so ihre Erkenntnis, steht dabei stets im Kontext der „sozialen Ökologie“ (18) eines bestimmten Ortes und einer bestimmten Zeit. Per definitionem liegt die Blasphemie immer in den Augen und Ohren des Betrachters und bezieht sich in den allermeisten Fällen auf die sehr zeitgebundenen Werte der Mehrheitsgesellschaft. Unsere Erinnerung ist dabei ein oft flüchtiger Geselle. Beispielhaft lässt sich dies etwa an der Empörung in England über die muslimische Fatwa gegen den Autor der 1988 erschienenen „Satanischen Verse“, Salman Rushdie, sehen; in einem Land, das gerade einmal 67 Jahre zuvor noch einen Hosenhändler wegen Blasphemie zu Zwangsarbeit verurteilt hatte.

Gott könne in der Regel gut auf sich selbst aufpassen, so Yvonne Sherwood. Nur weil die Blasphemie zu einem rein sozialen Verbrechen gegen den öffentlichen Frieden, die gesellschaftliche Ordnung oder die Gefühle Gläubiger wurde, gebe es sie überhaupt noch als Deckmäntelchen der Realpolitik bis heute. Ihr Verbot ziele in allen Weltreligionen dabei nur vordergründig auf die Wahrung der Ehre Gottes oder des Heiligen, in Wahrheit jedoch auf die Aufrechterhaltung des sozialen Zusammenhalts und den Schutz der Gemeinschaft vor Chaos und ziviler Unruhe.

Seit den 1980er-Jahren habe sich in den westlichen Ländern allerdings ein signifikanter Wandel vollzogen. Habe sich die gängige Moral in der Vergangenheit gegen die Blasphemie und die Blasphemiker gewendet, so stünden heute weit eher jene im Fokus, die überempfindlich auf Blasphemien reagierten. In einer 180-Grad-Wendung würde Blasphemie in unseren Breitengraden heute gerade nicht mehr verfolgt, sondern ihr Aushalten als „eine der Definitionen moderner westlicher Demokratien gefeiert“ (133).

Dies sollte gleichwohl nicht darüber hinwegtäuschen, dass es bei dem Vorwurf der Blasphemie in anderen Teilen der Welt wie beim alttestamentarischen Nabot und seinem Weinberg auch heute noch um nichts weniger als Leben und Tod geht. In Ländern wie Afghanistan, Iran, Nigeria, Pakistan, Saudi-Arabien, Somalia oder Mauretanien steht nach wie vor die Todesstrafe auf diesen „Frevel“. Für westliche Deuter mag das ein Ausdruck politischer und religiöser Unsicherheit sein. Für die Betroffenen ist der Blasphemievorwurf am Ende vor allem eins: tödlich.

Philipp Hildmann

Johan Huizinga
Erasmus von Rotterdam
Übersetzt und herausgegeben
von Hartmut Sommer

Aachen: Patrimonium Verlag. 2., durchgesehene Ausgabe 2023
235 Seiten m. s-w Abb.
20,00 €
ISBN 978-3-86417-200-7

Erasmus ist der Eulenschiff par excellence. Er verbindet die Weisheit der antiken Kultur mit dem Glauben des Christentums, und zwar von der Philologie her. Er schafft die erste textkritische Edition des Neuen Testaments und bildet damit die Grundlage für eine bereinigte Glaubenspraxis. Er eifert für ein perfektes Latein und für die *bonae litterae*. Glaube und Vernunft finden sich zusammen unter der Kuppel des Sprachbewusstseins und des Literaturstudiums. Europäische Kultur kann auf dieser Grundlage bei gemeinsamer Nutzung des Lateins universell sein.

Johan Huizingas berühmtes Erasmus-Buch ist jetzt in einer neuen deutschen Übersetzung von Hartmut Sommer erschienen. Es ist eine herrliche Lektüre, die dank der neuen Übersetzung leicht verläuft. Was lernen wir über Erasmus? Dass er aus Holland stammt und vor allem auf das niederländische Beamtenamt großen Einfluss ausgeübt hat. Vergleichbar mit Venedig führte man den Staat mit wenig Gewalt und großer Toleranz. Im Grunde genommen ist das so geblieben. Erasmus ist in den Niederlanden noch immer eine Vorbildfigur. Die Jubiläumsausstellung 1969 im Rotterdamer Museum Boymans-van Beuningen hat nachhaltig gewirkt in dieser Mentalität von Milde und Besonnenheit, leider aber auch in einer gewissen Weltfremdheit und gleichgültigen Distanz, genauso wie bei Erasmus.



Seine Sehnsucht nach einem ruhigen Leben unter Freunden in einem kleinen Landhaus unter schattigen Bäumen ist leicht nachvollziehbar und eigentlich ganz simpel. Seine Naivität zeigt sich in seinem schwierigen Verhältnis zu Luther und zur Reformation. Er versteht ganz einfach nicht, was seine Edition des Neuen Testaments auslöst. Er will die Kirche nur bereinigen, indem er jedermann eine zuverlässige Edition zur Verfügung stellt. Aber das ist eine Revolution. Es bedeutet Entmachtung des Priestertums, es ist ein Angriff auf die Ablasspraktik und durchbricht die kirchliche Hierarchie. Das Textstudium als Grundlage der Glaubenspraxis führt dazu, dass jedermann direkt zu Gott stehen kann. Erasmus selbst scheut vor den Konsequenzen zurück, er will der Kirche treu bleiben und ihre Missstände beseitigen, ohne mit ihr zu brechen. Damit wird er für manche Zeitgenossen unverständlich.

Aber scheitert nicht das ganze Humanismus-Projekt? Ist dieser neue Klassizismus überhaupt lebensfähig? Auf jeden Fall sah es anfangs so aus.

Huizinga beschreibt, wie Erasmus' Bücher zustande kamen. Er verfasste sie in der Druckerei und überwachte den Druckprozess, während er weiter daran schrieb. Eine technologische Innovation, die sich heute mit der Verfassung von Blogs vergleichen lässt, damals aber völlig neu war. Logisch, dass Erasmus kaum vorhersehen konnte, wie man auf seine Schriften reagieren würde.

Dabei war er alles in allem ein wenig weltfremd. Er nimmt das Urteil anderer Menschen viel zu wichtig, weil er sich selbst ständig rechtfertigen will. Vielleicht ein Reflex seiner unehelichen Geburt, die ihn zeitlebens mit Minderwertigkeitsgefühlen belastete. Auf jeden Fall brachten Begegnungen mit anderen Menschen ihn leicht aus der Fassung. Darum versuchte er oft, sich herauszuhalten, was ihm allerdings schwerfiel.

Vieles an Erasmus ist vergessen und Vergangenheit. Was aber bleibt, ist sein Lob der Torheit, das noch immer den Menschen einen Spiegel vorhält und dessen Interpretation von Foucaults *Histoire de la Folie* neue Impulse bekommen hat. Es lohnt sich darum auch heute, dieses schöne Buch von Huizinga in der flotten Übersetzung von Hartmut Sommer zu lesen.

Eric Bolle

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN

Yassir Eric

Wir müssen reden, bevor es zu spät ist
Über radikalen Islam, Integration und unsere Ideale

München: bene! 2023

240 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-96340-124-4

So wie die Lektüre von Reiseführern über Deutschland, die von Autoren aus dem Ausland verfasst wurden, für den deutschen Leser immer wieder die eine oder andere – durchaus erhellende – Überraschung enthält, kann es intellektuell sehr anregend sein, die Perspektive der nach Deutschland Einwanderten und hier heimisch Gewordenen in ihrem schriftstellerischen Wirken zu rezipieren. Dies kann, insbesondere bei dem Thema Migration, Asyl und Integration, einerseits dazu führen, die Wünsche und Bedürfnisse der „schon länger hier Lebenden“ als auch der „neu Hinzukommenden“ wahrzunehmen, andererseits aber auch dazu, Positionen, die dem gesunden Menschenverstand entspringen, jedoch nicht dem akademischen und journalistischen Mainstream entsprechen, zu ihrem Recht zu verhelfen.

Allein durch den Titel seines Buches, „Wir müssen reden, bevor es zu spät ist. Über radikalen Islam, Integration und unsere Ideale“, macht der Autor Yassir Eric deutlich, dass es ihm nicht um Polarisierung, sondern um Verständigung und Dialog geht, einen Dialog allerdings, in dem auch unangenehme Wahrheiten formuliert und so manche Axiome der sogenannten Migrationswissenschaften einem Faktencheck unterzogen werden.



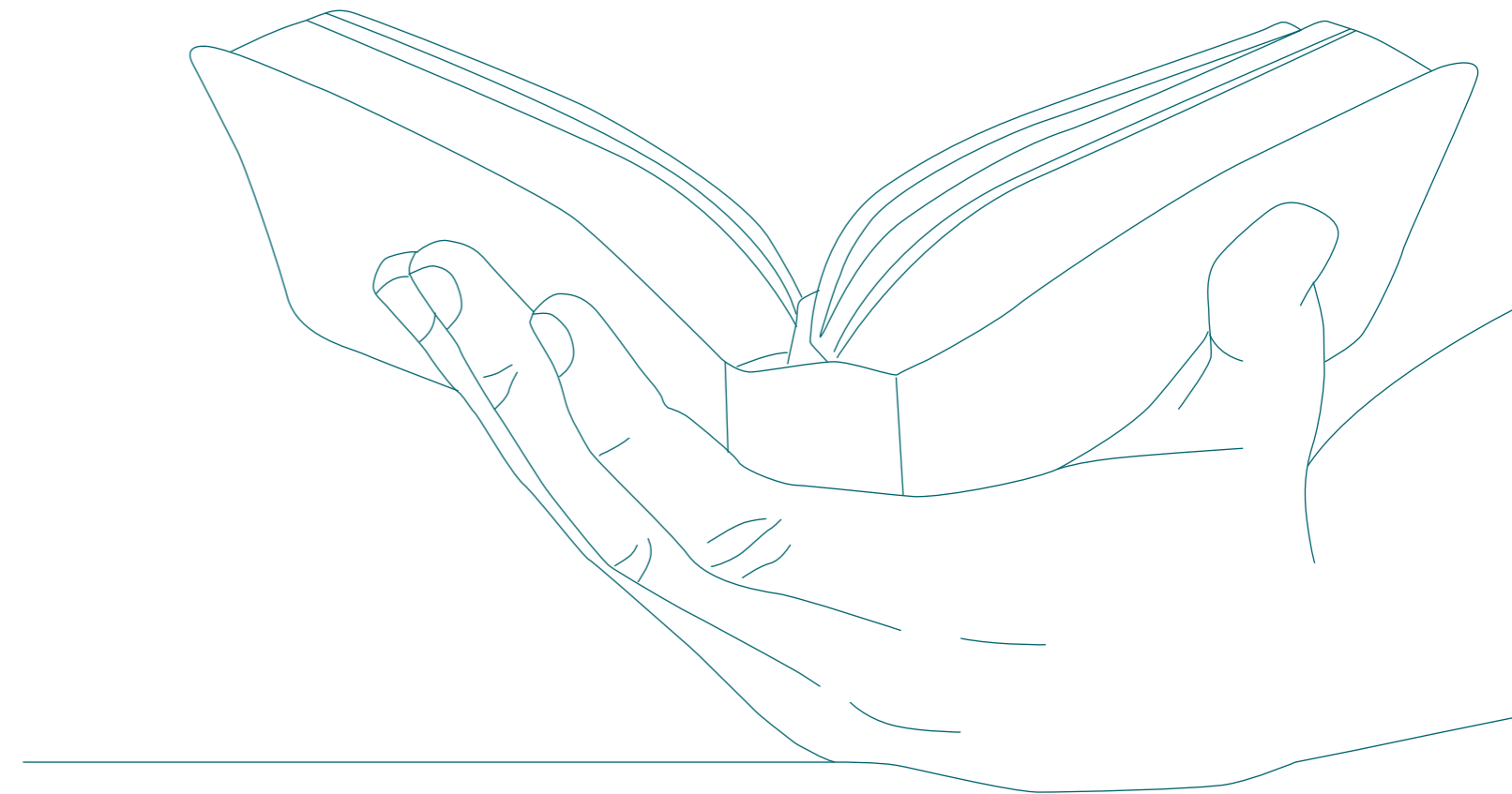
Die Autorität von Yassir Eric's Stimme verdankt sich den ausgewogenen Debattenbeiträgen, die er in seinen Vorträgen und mit seinen Veröffentlichungen abgibt, seinen tiefen Kenntnissen über den Islam, den Nahen Osten sowie seinen Heimatkontinent Afrika, seiner Tätigkeit als Leiter des Europäischen Instituts für Integration, Migration und Islamthemen, aber ganz besonders seiner Biographie, die er ausführlicher in seinem Erstlingswerk „Hass gelernt, Liebe erfahren“ geschildert hat: Aufgewachsen in einer politisch einflussreichen Familie in Khartoum, der Hauptstadt des seinerzeit noch ungeteilten Sudan, wurde Eric in jungen Jahren zur Unterweisung in den Koran an einen einsamen Ort in der Wüste geschickt, wurde durch die Prägung seines Umfelds dazu verleitet, einen Mordanschlag auf einen christlichen Klassenkameraden zu verüben, konvertierte selbst zum Christentum und studierte evangelische Theologie.

Eric's Anliegen ist nun nicht der schriftstellerisch umgesetzte zornige Abschied von seiner früheren Religion, im Gegenteil: „Als evangelischer Theologe möchte ich nicht die bereits bestehenden Gräben vertiefen, sondern ein Brückenbauer zwischen den Religionen sein und zwischen den Kulturen vermitteln. Mein Ansatz gegenüber Muslimen ist Wertschätzung und nicht Abrechnung. In jeder Muslima sehe ich meine Schwester, in jedem Muslim meinen Cousin oder meinen Vater“. Eine solche Darstellung, die „keine wissenschaftliche Abhandlung“ sein will, vielmehr Empfehlungen zum gelingenden Zusammenleben von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen geben möchte und vom Geist der Völkerverständigung und des interreligiösen Dialogs getragen ist, darf es sich erlauben, den Finger in die Wunde zu legen, und sich darum bemühen, gegenwärtige Diskursverengungen aufzubrechen. „Legitime Islamkritik“, so der Autor, darf nicht mit „Islamophobie“ gleichgesetzt werden; der Autor lehnt diesen Terminus auch deshalb ab, „weil er Ängste als krankhaft und völlig unbegründet hinstellt.“

Ein zu diesem klugen Realismus und Differenzierungsvermögen passendes Beispiel, das in politischen Diskussionen gern als Racial Profiling verurteilt wird, liefert Eric auf den ersten Seiten seines Buches: „Immer wieder, wenn ich in einem Zug nach Paris oder Zürich sitze, kommt die Grenzpolizei und will von mir als Einzigem im Abteil den Pass sehen. Fühle ich mich in solchen Situationen unwohl? Absolut! Sehe ich hinter dem Verhalten der Kontrolleure latenten Rassismus? Nein. Wenn Polizisten auf der Suche sind nach Menschen, die illegal einreisen, liegt es aus ihrer Sicht nahe, aus Zeitgründen nur die Menschen zu kontrollieren, die offensichtlich einen Migrationshintergrund haben und die europäisch aussehenden Reisenden außen vor zu lassen. Ich mache mir klar, dass die Beamten auch nur ihren Job erledigen müssen, und entscheide mich bewusst, mich nicht schnell als Opfer zu sehen.“

Es sind solche Episoden, biographische Details, psychologische und soziologische Reflexionen, insbesondere aber die zahlreichen Exkurse zur Lehre des Islam bzw. der diversen Richtungen in ihm, die Eric's Buch zu einem flüssig lesbaren und dennoch erkenntnisreichen Erlebnis machen. Es ist hervorragend geeignet als Ganzschrift im Ethik- und Religionsunterricht ab der 10. Jahrgangsstufe; die Anschaffung eines Klassensatzes für die Schulbibliothek dürfte sich als sinnvolle Investition in Bildung erweisen.

Jochen Ring



Impressum

Autorinnen und Autoren

Belz, JProf. Dr. Martin / Osnabrück
Bill-Mrziglod, Dr. Michaela / Koblenz
Bolle, Eric / Den Haag
Boomgaarden, Prof. Dr. Jürgen / Koblenz
Brose, Prof. Dr. Thomas / Berlin
Brüggenthies OSB, Sr. Dr. Raphaela / Eibingen
Drescher, Dr. Johannes / Offenbach
Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden
Heidrich, Dr. Christian / Nußloch
Hildmann, Dr. Philipp / Bad Alexandersbad
Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris
Holschbach, Hubertus / Bad Homburg
Horntrich, Dr. Georg / Oberursel
Huebenthal, Prof. Dr. Sandra / Passau / Frankfurt
Kähler, Jutta / Lübeck
Klinger, Dr. Bernhard / Passau – Augsburg
Körlings, Heribert / Herzogenrath
Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund
Langenhorst, Prof. Dr. Georg / Augsburg
Lomp, Daniel / Koblenz
Lindner, Sebastian / Frankfurt
Menges, Thomas / Limburg

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach
Nagel, Günter / Giesen
Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen
Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen
Pantenburg, Sandra / Limburg
Pappert, Claudia / Idstein
Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover
Püttmann, Dr. Andreas / Bonn
Ring, Jochen / Bonn
Rösel, Dr. Christoph / Stuttgart
Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal
Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen
Schüller, Dr. Alexander / Aachen
Schweitzer, Ivonne / Greifenstein
Schwindt, Prof. Dr. Rainer / Koblenz
Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef
Tüpper, Rita Anna / Bonn
Vörckel, Dr. Karl / Grünberg
Wagner, Clemens Hermann / Freiburg i. Br.
Weleda, Regina / Wiesbaden
Wucherpfennig, Prof. Dr. Ansgar / Frankfurt

EULENFISCH Literatur 1/2024

Herausgeber

Dr. Ralf Stammberger

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Pastoral & Bildung
Roßmarkt 4, 65549 Limburg
Fon 06431-295-316
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-944142-77-7

ISSN

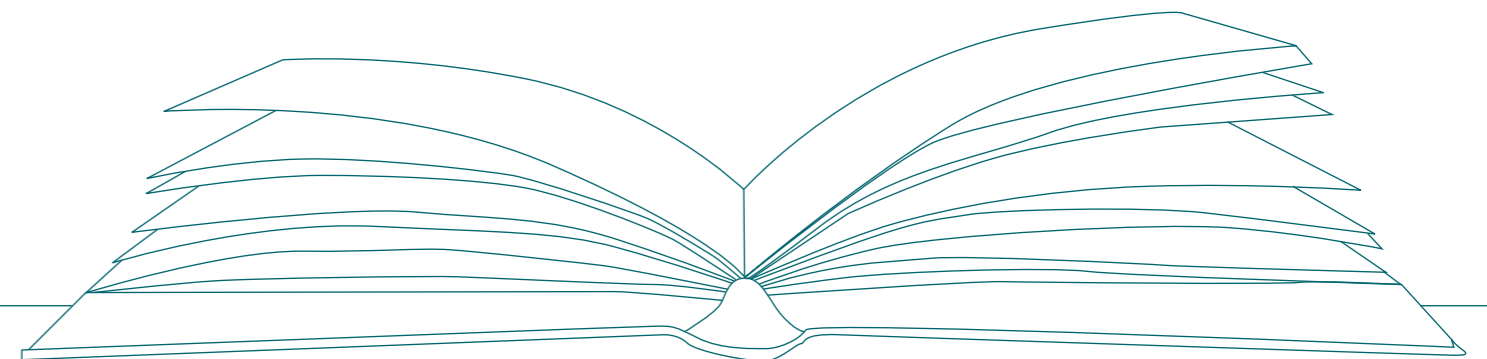
2199-7020

Ausgabe 31 (1_2024) 17. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2024



Zu lesen unter
literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg 

978-3-944142-77-7